

# **Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Beziehungen – Ein gesellschaftliches Tabu**

## **D i p l o m a r b e i t**

am Fachbereich Sozialwesen  
an der Hochschule Zittau/Görlitz  
(FH) – University Of Applied Sciences

vorgelegt von:

**Yvonne Peer**

Erstgutachterin:

**Prof. Dr. phil. Ulrike Gräbel**

Zweitgutachter:

**Prof. Dr. habil. Rolf Wirsing**

Görlitz, den 23.5.2001

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	5
1	Begriffsklärungen..... 9
1.1	Heterosexuelle Paarbeziehung ..... 9
1.2	Gewalt ..... 10
1.2.1	Strukturelle Gewalt ..... 12
1.2.2	Personale Gewalt..... 12
1.2.2.1	Physische Gewalt ..... 13
1.2.2.2	Psychische Gewalt..... 13
1.2.2.3	Sexuelle Gewalt..... 14
1.2.3	Ursachen von Gewalt in Paarbeziehungen..... 15
1.2.3.1	Gewalt als gelerntes soziales Verhalten ..... 15
1.2.3.2	Streß als Ursache von Gewaltverhalten ..... 16
1.2.3.3	Ungleiche Machtverhältnisse ..... 17
1.2.3.4	Soziostrukturelle Faktoren ..... 17
1.2.4	Der zu Gewalt führende Handlungsablauf..... 18
1.2.4.1	Konflikt ..... 18
1.2.4.2	Eskalation des Konflikts..... 19
1.2.4.3	Gewaltanwendung..... 20
1.2.5	Die Situation nach der Gewaltanwendung ..... 20
1.2.5.1	Bewältigungsstrategien ..... 21
1.2.5.1.1	Ziehen von Konsequenzen ..... 21
1.2.5.1.2	Normalisierende Bewältigungsstrategien..... 21
1.2.5.2	Geschlechtsunterschiede bei der Bewältigung von Gewalt ..... 22
1.3	Tabu..... 23
2	Die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern..... 26
2.1	Die geschlechtsspezifische Erziehung und Sozialisation von Jungen und Mädchen ..... 26

2.1.1	Erziehung .....	27
2.1.2	Sozialisation .....	29
2.1.3	Der Begriff „gender“ .....	31
2.1.4	Unterscheidung zwischen Jungen und Mädchen .....	33
2.1.4.1	Entwicklung der Geschlechtsidentität von Jungen und Mädchen.....	35
2.1.4.2	Die Förderung der Geschlechterrollen durch das Spiel .....	37
2.1.4.3	Die Situation von Jungen und Mädchen im Kindergarten .....	38
2.1.4.4	Die Ungleichbehandlung von Jungen und Mädchen in der Schule .....	39
2.1.4.5	Sozialisation von Jungen zu aggressivem Verhalten .....	40
2.1.4.6	Erfahrungen mit Peers .....	42
2.2	Die Geschlechterrollen aus Sicht der heutigen Gesellschaft.....	43
2.2.1	Was ist weiblich, was ist männlich?.....	44
2.2.2	Chancenungleichheit auf dem Arbeitsmarkt .....	45
2.2.3	Sexualität .....	47
2.2.4	Das männliche Dilemma .....	48
2.2.4.1	Die sechs großen Problemgebiete .....	49
2.2.4.2	Verdrängungsstrategien und Rationalisierungen .....	50
2.2.4.3	Das Bild der Männlichkeitsmaschine.....	51
2.3	Der Wandel der Geschlechterverhältnisse .....	52
2.3.1	Die Macht der Männer gerät ins Wanken .....	52
2.3.2	Neue Rollen.....	54
2.3.3	Die Verschiebung männlicher Werte .....	55
3	Opfer von Gewalt .....	57
3.1	Die Frau als Opfer .....	57
3.1.1	Zunehmende Ächtung von Gewalt gegen Frauen .....	57
3.1.2	Die Erziehung zum Opfer .....	58
3.2	Der Mann als Opfer .....	59
3.2.1	Sanktionen im Mittelalter .....	59
3.2.2	Weibliche Übergriffe auf Männer in unserer Gesellschaft .....	60

4	Die Täter.....	63
4.1	Der Mann als Täter.....	63
4.1.1	Gewalttätigkeit als Bestandteil der männlichen Rolle .....	63
4.1.2	Verantwortlichkeit der Geschlechtshormone für Aggressivität.....	64
4.2	Die Frau als Täterin.....	65
4.2.1	Ignorieren der weiblichen Täterschaft.....	66
4.2.2	Die Macht der Frauen.....	67
5	Der Mann als Opfer weiblicher Gewalt : Ein Paradox.....	70
5.1	Die Blockade männliche Opfer wahrzunehmen.....	70
5.1.1	Das Ignorieren von männlichen Opfern .....	71
5.1.2	Blockaden in helfenden Berufen .....	73
5.1.3	Die Ablehnung durch die Frauenbewegung.....	74
5.2	Wo bleibt die Solidarität mit den männlichen Opfern?.....	76
	Fazit .....	78
	Literaturverzeichnis .....	83
	Anlagen.....	86

# Einleitung

Ehefrau schlägt und würgt ihren Ehemann, so daß er Schmerzen verspürt und kurzzeitig unter Nasenbluten leidet. Einen Arzt will er nicht aufsuchen.

Frau M. ist eifersüchtig und alkoholisiert. Sie steigert sich in ihre Eifersucht und dreht durch. Dabei schlägt sie Herrn H. und randaliert in seiner Wohnung.

Solche Fälle sind dem Polizeirevier Dresden-Cotta nicht unbekannt, obwohl sie eine große Seltenheit in Polizeieinsätzen sind. Sie werden nur sehr selten angezeigt. Die meisten bleiben im Dunkelfeld, versteckt vor der Öffentlichkeit. Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Beziehungen ist in der heutigen Gesellschaft eines der größten Tabus. Die Gewalt gegen Frauen hat sich in den letzten Jahrzehnten weitgehend als sozial anerkanntes Problem etabliert, was man schon aus der umfangreichen Literaturbearbeitung zu diesem Thema schließen kann. Über gewaltbetroffene Männer findet man um so weniger, da es ein Annexthema von Gewalt in der Familie ist. Es gibt kaum Literatur, die sich mit dieser Problematik auseinandersetzt. Die Gesellschaft ist daran nicht interessiert, verschließt die Augen und läßt die betroffenen Männer im Stich. Im Bewußtsein der Allgemeinheit herrscht immer noch das Bild des starken Mannes und der schwachen Frau vor. Die Rolle des Opfers obliegt allein den Frauen, für welche Beratungsstellen und Frauenschutzhäuser eingerichtet wurden, wo sie Hilfe finden können. Für Männer gibt es statt dessen nur Beratungsangebote, die sich mit der männlichen Täterschaft beschäftigen.

In einer Paarbeziehung zwischen Mann und Frau kommt es immer wieder zu Konflikten, die oft auch mit Gewalt gelöst werden. Der Begriff Gewalt ist subjektiv, das heißt jeder Mensch nimmt sie unterschiedlich wahr. Die Literatur bietet verschiedene Arten von Gewalt. Für Paarbeziehungen ist besonders die personale Gewalt von Bedeutung, die in physische, psychische sowie sexuelle Gewalt unterteilt wird. Die Begriffsklärungen im Kapitel 1 meiner Arbeit stellen eine Grundlage zu den restlichen Kapiteln dar. Wenn von Gewalt in Paarbeziehungen gesprochen wird, ist es notwendig zu wissen, was unter den beiden Begriffen „Paarbeziehung“ sowie „Gewalt“ zu verstehen ist.

Der dritte Begriff, das Tabu, steht im Zusammenhang mit den Wahrnehmungsblockaden der Gesellschaft im Hinblick auf männliche Opfer und weibliche Täter. Damit sich ein Problem zu einem sozialen Problem etablieren kann, muß es zuerst als sozialer Mißstand definiert werden. Die breite Allgemeinheit muß dann sozialpolitische Maßnahmen zur Eindämmung für notwendig erachten und sich darüber einig sein. Ferner muß es eine soziale Gruppe geben, die an einer dauerhaften Bearbeitung des Themas Interesse hat, sonst verschwindet es wieder aus dem öffentlichen Bewußtsein. Der Frauenbewegung ist es gelungen, Gewalt gegen Frauen erfolgreich zu etablieren. Dem Bereich Gewalt gegen Männer wurde der Status als sozial anerkanntes Problem von Beginn an verwehrt. Die Frau „genießt“ den Opferstatus, dem Mann wird er abgesprochen. Dies beruht auf dem gesellschaftlichen Bild der Frau als Opfer und dem Mann als Täter. Deshalb handelt Kapitel 2 von den Geschlechterrollen, die in der geschlechtsspezifischen Erziehung und Sozialisation vermittelt werden.

Das Geschlecht eines Menschen ist in seiner Sozialisation von großer Bedeutung. In unserer Gesellschaft unterscheidet man zwischen zwei Geschlechtern, dem männlichen und dem weiblichen. Beide werden verschieden behandelt. Kann man jemanden nicht auf den ersten oder zweiten Blick einem Geschlecht zuordnen, erzeugt das Unsicherheit, weil man dann nicht weiß, wie man sich zu seinem Gegenüber verhalten soll. Die Eltern achten beispielsweise darauf, wie ihre Kinder gekleidet sind, damit jeder sofort sehen kann, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist. Die Erziehung erfolgt ebenfalls geschlechtsspezifisch. Jungen werden im Gegensatz zu den Mädchen zu Distanz, Aggression und Stärke erzogen. Schwächen oder Gefühle dürfen bei einem Mann nicht gezeigt werden, da er mit anderen Männern immer in Konkurrenz steht. Niederlagen gelten als unmännlich. Nur Sieger sind sozial anerkannt. Jungen müssen sich vom Weiblichen abwenden. Weiblich ist alles, was nicht männlich ist. Mädchen werden zu passivem Verhalten erzogen. Aggressionen werden von Erwachsenen bei ihnen unterbunden, bei Jungen gefördert. Im Kindergarten und in der Schule schenkt man Jungen mehr Aufmerksamkeit, wenn sie sich laut sowie rebellisch verhalten. Mädchen werden für solche Verhaltensweisen eher negativ sanktioniert. Aber auch die Spiele der Kinder weisen Unterschiede auf und prägen die Persönlichkeitsstrukturen. Bei Jungen steht die Krafterprobung, Konkurrenz sowie Technik im Mittelpunkt, bei den Mädchen Solidarität, Harmonie usw. Die Erwachsenen fördern diese Spielzeugwahl. Den Kindern sowie Jugendlichen wird in ihrer gesamten Entwick-

lung das Bild von Mann und Frau vermittelt. Der Mann ist rational dominant, aggressiv und stark, die Frau eher passiv, gefühlsbetont und schwach. Demzufolge wird die Frau eher in die Opferrolle und Männer mehr in die Täterrolle sozialisiert.

Das Patriarchat ist durch die Unterdrückung der Frauen von den Männern gekennzeichnet. Die Geschlechterrollen sind historisch geprägt und somit veränderbar. Die Gleichberechtigung von Frau und Mann wird angestrebt. Die Frauenbewegung kämpft dafür schon Jahrzehnte. Doch die Vorurteile vom Mann als Täter und der Frau als Opfer bleiben bestehen. Die andere Seite will fast niemand wahrhaben. Aber es gibt mehr männliche Opfer weiblicher Gewalt, als angenommen wird. In den Kapiteln 4 und 5 geht es um beide Seiten, sowohl männliche als auch weibliche Gewaltanwendungen. Frauen sind nicht nur schwach, sie üben ebenfalls Macht aus. Daß Frauen an Kindesmißhandlungen beteiligt sind, ist in das öffentliche Bewußtsein gelangt. Auch der Bereich Jungen als Opfer sexuellen Mißbrauchs durch die Mutter wird zunehmend thematisiert. Die Männer aber bleiben auf der Strecke, da es sich angeblich nur um Einzelfälle handelt. Geht man von öffentlichen Statistiken aus, wird dieser Eindruck bestätigt, die Dunkelziffer bleibt allerdings unberücksichtigt. Michael Bock argumentiert in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 17.2.2000, daß schwere physische Gewalt in der Partnerschaft zwischen Männern und Frauen gleich verteilt ist. Es wird zwar immer behauptet, empirische Daten würden belegen, daß mehr Männer gegen ihre Partnerin gewalttätig werden als umgekehrt, doch solche Daten stammen aus Studien, welche die öffentlich registrierten Fälle zählen. Das Dunkelfeld sieht anders aus, was repräsentative Befragungen zeigen. Die Zeitschrift „Trierischer Volksfreund“ vom 7.2.2000 führt dazu Zahlen von amerikanischen Untersuchungen in Neuseeland an. Die Universität von Wisconsin ermittelte 1997 unter 861 jungen Erwachsenen, daß 36 Prozent der Frauen, was gut ein Drittel ausmacht, und 22 Prozent der Männer physische Gewalt gegen ihren Partner bzw. ihre Partnerin ausgeübt haben. Zu diesen Gewaltanwendungen zählen z. B. Ohrfeigen sowie Werfen mit Gegenständen. 19 Prozent der Frauen gaben zu, schwere körperliche Gewalt angewendet zu haben. Bei den Männern waren es aber nur 6 Prozent.

In Kapitel 6 werden Aspekte von Wahrnehmungsblockaden beleuchtet. Dabei geht es zum einen um das Leugnen der Opferrolle durch die Betroffenen selbst, da die Opferrolle als nicht männlich gilt. Aber auch in den helfenden Berufen wird das Thema

gern beiseite geschoben. Hilfsangebote sind fast gar nicht vorhanden. Im Internet gibt es eine Homepage des Männerbüros in Trier, wo eine Beratung für männliche Opfer angeboten wird. Alle Mitarbeiter sind männlich sowie ehrenamtlich tätig. Informationen dazu sind den Anlagen zu entnehmen. Staatlich anerkannte bzw. geförderte Beratungsstellen in Deutschland sind ihnen ebenfalls nicht bekannt. Staatliche Mittel werden für diesen Bereich nicht verteilt. In den öffentlichen Institutionen, wie das Landesgericht oder das Ministerium, steht diese Problematik nicht im Blickpunkt. Die Öffentlichkeit sieht keinen Bedarf.

Männliche Opfer schämen sich, ihre Gewalterfahrungen offen zu äußern. Ihnen droht die Sanktion durch die Gesellschaft in Form von Spott und Ignoranz. Sie wirken unglaubwürdig und können ihre Mitmenschen nur schwer von der Wahrheit überzeugen. Frauen fällt dies leichter, denn sie erhalten mehr Aufmerksamkeit sowie Unterstützung. Ihnen bereitet es sehr viel weniger Schwierigkeiten, ihr soziales Umfeld von ihrem Opferstatus zu überzeugen. Schlägt doch mal eine Frau einen Mann, wird dies mit Notwehr oder sozialen Normen legitimiert, die es Frauen allgemein erlauben, einen Mann in bestimmten Situationen zu ohrfeigen, wo sich ein Mann natürlich nicht wehren darf. Männer kennen solche Situationen. Die Freundin ist eifersüchtig und erteilt ihm eine Ohrfeige, auch wenn sie vielleicht keinen Grund zur Eifersucht haben bräuchte. Der Mann wartet indessen ab, bis sie sich beruhigt hat und läßt die weiteren Beschimpfungen über sich ergehen. Würde er sich gegen die Handgreiflichkeiten seiner Freundin wehren, könnte er schnell als Gewalttäter stigmatisiert werden.

Ich möchte noch anmerken, daß ich mit allgemeinen Bezeichnungen wie „männliche Opfer“ oder „Gewalt gegen Männer“ immer Männer als Opfer weiblicher Gewalt in heterosexuellen Paarbeziehungen meine.

# 1 Begriffsklärungen

## 1.0 Heterosexuelle Paarbeziehung

Bei der Definition der heterosexuellen Paarbeziehung beziehe ich mich auf die Ausführungen von Karl Lenz über die Zweierbeziehung. Hiervon kann man die Bedeutung des Begriffes der heterosexuellen Paarbeziehung ableiten, da die Zweierbeziehung für Lenz einen „einheitlichen Begriff“ für die Vielfalt der Beziehungen, die es zwischen zwei Menschen gibt, darstellt (vgl. Lenz, K. 1998, S. 42) und sowohl hetero- (zum anderen Geschlecht neigend) als auch homosexuelle (zum eigenen Geschlecht neigend) Beziehungen umfaßt (vgl. ebd., S. 45).

Lenz definiert die Zweierbeziehung folgendermaßen:

„Unter einer Zweierbeziehung soll ein Strukturtypus persönlicher Beziehung zwischen Personen unterschiedlichen oder gleichen Geschlechts verstanden werden, der sich durch einen hohen Grad an Verbindlichkeit (Exklusivität) auszeichnet, ein gesteigertes Maß an Zuwendung aufweist und die Praxis sexueller Interaktion einschließt bzw. eingeschlossen hat“ (ebd., S. 45).

Dabei ist es gleich, ob das Paar verheiratet ist, Kinder hat und zusammenlebt oder dies alles nicht der Fall ist. Wichtig ist, daß man offiziell nur eine feste Partnerin bzw. einen festen Partner zur gleichen Zeit haben kann (vgl. ebd., S. 45). Beide Partner haben eine persönliche Beziehung zueinander, die durch die „personelle Unersetzlichkeit“ der beiden Mitglieder, „Kontinuität“ und eine „relative Dauer“ gekennzeichnet ist. Durch das persönliche Wissen über die andere Person sowie die gemeinsame Beziehung und die emotionale Bindung wird das Grundbedürfnis nach „persönlicher Fundierung“ befriedigt. Beide beteiligten Personen beeinflussen sich gegenseitig und sind durch das persönliche Vertrautsein und die emotionale Bindung in der auf einer relativen Dauer ausgerichteten Beziehung voneinander abhängig. Da die Personen einer persönlichen Beziehung nicht auswechselbar sind, endet sie, sobald eine Person ausscheidet (vgl. ebd., S. 39 f.).

## 2.0 Gewalt

In der heutigen Gesellschaft ist die Auffassung weithin verbreitet, daß Gewaltanwendungen in der Familie und in Beziehungen einen Verstoß gegen kulturell vorgegebene und subjektive Normen bedeuten. Von den Partnern wird eine gegenseitige Wertschätzung erwartet, Konflikte friedlich und konstruktiv miteinander zu lösen (vgl. Lenz, K. 1998, S. 117). Doch oft schaffen es viele Menschen nicht, Alternativen zur Gewalt als Konfliktmittel zu finden.

Gewalt umgibt uns. Sie zum Gegenstand zu machen, erweist sich als schwierig (vgl. Vontobel 1995, S. 11). Eine auch nur „halbwegs konsensfähig“ eindeutige Definition des Begriffes findet man weder in sozialwissenschaftlichen noch in politischen und juristischen Auseinandersetzungen, denn sie wird äußerst unterschiedlich je nach Kontext, politischem sowie persönlichem Standpunkt und Interesse wahrgenommen und gedeutet (vgl. Schröttle 1999, S. 19).

Der Gewaltbegriff in der deutschen Sprache ist vielschichtig mit einem außerordentlich weiten Bedeutungsinhalt. Inhaltlich bezeichnet er:

0. „Gewalt im Sinne von Macht, Herrschaft, Kompetenz, Amtsbefugnis“ (ebd., S. 20) (z. B. im Begriff der „Staatsgewalt“)
0. „Gewalt im Sinne von Heftigkeit, Wucht, Ungestüm, Kraft, Stärke“ (ebd., S. 20) (z. B. „Wortgewalt“, „gewaltig“)
0. „Gewalt als Anwendung von Zwang, als unrechtmäßiges (gewalttätiges) Vorgehen“ (ebd., S. 20).

Heute überwiegt in der Alltagsverwendung des Begriffes sowie in sozialwissenschaftlichen Abhandlungen der dritte Bedeutungsinhalt, der als negativ assoziiert wird, während die ehemals positive Bedeutung von Gewalt im Sinne von Macht und Herrschaft in den Hintergrund getreten ist (vgl. ebd., S. 20).

Gewalt sind „grenzverletzende Übergriffe“ (Lenz, H. 1996, S. 10). Im „Sächsischen Familienbericht“ des Sächsischen Staatsministeriums für Soziales, Gesundheit, Jugend und Familie sowie auch fast wortgetreu im „Fünften Familienbericht“ des Bun-

desministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend wird Gewalt folgendermaßen definiert:

„Mit Gewalt wird allgemein jede aktive Handlung bezeichnet, die an der Durchsetzung des eigenen Zieles bei einer anderen Person orientiert ist, ohne Rücksicht auf damit verbundene physische oder psychische Schäden bei dieser. 'Aktiv' beinhaltet dabei sowohl die tatsächlich ausgeführte als auch die angedrohte Handlung“ (Sächsisches Staatsministerium 1997, S.87 f. sowie vgl. Bundesministerium 1995, S. 85).

Gewalt liegt dann vor, „wenn auf Menschen derart eingewirkt wird, daß ihre aktuelle körperliche und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle“ (vgl. Bundesministerium 1998, S. 12).

Gewaltsituationen bedeuten systematische Begrenzungen der Reaktions- und Handlungsmöglichkeiten des anderen mit dem Ziel, diese genannten Möglichkeiten zu vernichten und damit die Autonomie des anderen zu negieren (vgl. Harten 1995, S. 151 f.). Das heißt, der andere kann sich nicht mehr entziehen oder nein sagen, da diese Möglichkeit durch Gewaltanwendung unterbunden wird.

In der Literatur wird Gewalt in verschiedene Dimensionen unterschieden, wobei die Arten der Unterschiede sehr variieren. Beispielsweise unterscheidet Hans-Christian Harten zwischen „legitimer/illegitimer“, „legaler/illegaler“ sowie „struktureller/personaler Gewalt“. Bei legitimer Gewalt beruht das Handeln des Täters auf „ethischen oder moralischen Prinzipien, die sich durch Argumente rechtfertigen lassen und verallgemeinerungsfähig sind“ (Harten 1995, S. 152). Gewalt ist illegitim, wenn sie sich in einem „ethisch-moralischen Normen- und Wertesystem“ nicht rechtfertigen läßt, so daß deshalb legitime Gewalt eine Reaktion auf solche nicht mehr „verallgemeinerungsfähige Argumente“ darstellt. Legale Gewalt meint die durch den Staat begründete sowie formalrechtlich geregelte Gewalt und wird durch diesen selbst ausgeübt oder sanktioniert. Allerdings birgt sie Gefahren des Mißbrauchs, wenn das staatliche Handeln außerhalb des Rahmens der Legalität erfolgt, z.B. im Falle der Folter (vgl. ebd., S. 152 f.).

Ich habe mich in meiner Arbeit für die Unterscheidung zwischen struktureller und personaler Gewalt entschieden, die im Folgenden erläutert wird.

## **1.0.0 Strukturelle Gewalt**

Strukturelle Gewalt bezeichnet keine konkreten Gewalthandlungen mit klaren Subjekt-Objektbeziehungen, da die Akteure nicht identifizierbar sind. Vielmehr ist die Gewalt in dieser Dimension in das System eingebaut und äußert sich in „ungleichen Machtverhältnissen, Lebenschancen und Ressourcen“ (Schröttle 1999, S.22). Demnach sind strukturelle Gewalt „die von den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen ausgehenden Zwänge“ (Vontobel 1995, S. 67). Die Täter treten als Vertreter von Gruppen oder politischen Systemen auf, nicht als einzelne Personen. Somit rechtfertigen sie ihr Handeln mit bestimmten Vorschriften, Gesetzen, Ordnungen und Normen, das heißt, sie sind zwar die Ausführende der Gewalt aber weder Urheber noch Anstifter (vgl. ebd., S. 67). Die „sozial Starken“ stellen gesellschaftliche Regeln auf, die auf ihre eigenen Bedürfnisse ausgerichtet sind und setzen diese durch, was nicht gleichzeitig bedeutet, daß sie den Bedürfnissen der „sozial Schwachen“ gerecht werden. Diese leiden unter solcher struktureller Gewalt wie z.B. durch Unterdrückung, strukturell bedingte Armut oder Entfremdung (vgl. ebd., S. 69).

Strukturelle Gewalt weist zwar einen indirekten Charakter auf, aber sie stellt auch eine Ursache für personale Gewalt dar (vgl. Harten 1995, S. 153).

## **0.0.0 Personale Gewalt**

Bei der personalen Gewalt handelt es sich um „Gewalt von Personen gegenüber Personen“ (Elsner et al. 1995, S. 134). Sie richtet sich konkret gegen einen Menschen (das Opfer), so daß der Täter im Gegensatz zur strukturellen Gewalt als Einzelperson auftritt bzw. die Täter als Einzelpersonen auftreten. Zunächst werde ich den Begriff der personalen Gewalt neutral erläutern, also die Opfer sowie Täter geschlechtsunabhängig betrachten und in den Kapiteln vier und fünf speziell auf die Verteilung der Gewaltanwendungen der einzelnen Geschlechter eingehen. Diese neutrale Erläuterung erscheint mir persönlich sehr wichtig, da Gewalt von beiden Geschlechtern ausgeübt wird und man dies nicht nur einem Geschlecht (laut der feministischen Frauenbewegung dem Mann) zuordnen kann. In der Literatur werden überwiegend die Frauen als „Opfer“ bezeichnet, während den Männern vorwiegend die Rolle als „Täter“ zugewiesen wird.

Personale Gewalt wird angewandt, um in der Familie, in Gruppen, in Institutionen etc. Macht zu demonstrieren sowie Herrschaftsverhältnisse zu stabilisieren (vgl. Vogt 1993, S. 12). Sie wird in drei Formen unterteilt: physische, psychische und sexuelle Gewalt, auf die ich nun genauer eingehen werde.

#### **0.0.0.0 Physische Gewalt**

Physische Gewalt meint die direkte körperliche Gewalt, das heißt Angriffe eines Täters / einer Täterin, die auf den Körper seines/ihrer Opfers gerichtet sind. Hierzu zählen beispielsweise Schlagen mit der Hand oder einem Gegenstand, Stoßen, Boxen, Würgen, festes Zupacken oder Überschütten mit einer Flüssigkeit (vgl. Bundesministerium 1999, S.15). Oft wird auch die sexuelle Gewalt zur physischen Gewalt gezählt, da in dieser Gewalthandlung meist direkte körperliche Übergriffe im sexuellen Bereich vorgenommen werden. In meiner Arbeit stellt sie eine eigene Form personaler Gewalt dar, die später näher beschrieben wird.

Die strafrechtliche Definition bezieht nur Gewaltdelikte physischer Art ein (wozu dann auch die sexuelle Gewalt gehört), das heißt, daß strafrechtlich gesehen, Gewalt „den physisch vermittelten Zwang zur Überwindung eines geleisteten oder erwarteten Widerstandes“ bedeutet (vgl. Sächsisches Staatsministerium, S. 88).

#### **0.0.0.0 Psychische Gewalt**

Psychische Gewalt manifestiert sich in indirekter Weise. Gerade diese Form von Gewalt findet man häufig in familiären Beziehungen oder Paarbeziehungen (vgl. Bundesministerium 1998, S. 11). Dazu gehören z. B. Einschüchterungsversuche, Androhung von Gewalt, Drohung mit Selbstmord oder die Wegnahme und Mißhandlung der Kinder, Einschüchterungsversuche sowie Angriffe auf das Selbstwertgefühl des Partners / der Partnerin.

Häufig ist sie dem Täter / der Täterin gar nicht bewußt, aber das Opfer kann im Innersten dadurch verletzt werden und bleibende Schäden davontragen. Es ist durchaus möglich, einen Menschen mit dieser Art seelischer Gewalt tiefer zu verletzen als mit physischer Gewalt. Jacques Vontobel unterscheidet dabei drei ‚weiche‘ Durchset-

zungs- und Gewaltstrategien“. Die „*Tränen-Strategie*“ bedeutet, daß der/die Konfliktpartner/in durch hemmungsloses Weinen den Widerstand des anderen bricht und ihn somit gefügig macht. Bei der „*Totstell-Strategie*“ verschließt sich der Mensch gegenüber nahestehenden Personen, was Liebesentzug darstellt und eine der härtesten Straf- und Gewaltformen darstellt. Solche Auseinandersetzungen bewirken eine gegenseitige Erstarrung, wo oft der als Sieger hervorgeht, der die besseren Nerven besitzt. In der „*Provokations-Strategie*“ wird der/die Partner/in gereizt, bis diese/r eine verurteilungswürdige Handlung begeht und dem anderen damit die Chance gibt, ihn der Gewalttätigkeit bezichtigen zu können. Oft kann es dazu kommen, daß psychische zu physischer Gewalt eskaliert (vgl. Vontobel 1995, S.60 f.).

#### **0.0.0.0 Sexuelle Gewalt**

Sexuelle Gewalt äußert sich, indem der/die Täter/in gegen den Willen des Opfers sexuelle Handlungen an diesem begeht, wie beispielsweise durch Aufdrängen unerwünschter sexueller Kontakte, sexuelle Nötigung sowie Vergewaltigung (vgl. Schröttle 1999, S. 18). Sie „zielt auf eine Ent-Autonomisierung (oder Depersonalisierung), die das Opfer auf seine Geschlechtlichkeit reduziert“ (Harten 1995, S. 152).

Motive sexueller Gewalt sind Sadismus, Wut und Macht. Sowohl diese Motive als auch aggressive und destruktive Impulse werden sexualisiert, was immer eine gewisse Entpersonalisierung des Opfers bedeutet, da dieses auf einen biologischen Status reduziert sowie in seiner menschlichen Existenz bedroht wird. Das Opfer wird demzufolge gedemütigt, und sexuell verdinglicht. Der/die Täter/in zielt des weiteren auf die Schaffung einer Situation der Ohnmacht für das Opfer. Aus diesem Erfolg bezieht er/sie eine Befriedigung seiner/ihrer sadistischen Impulse, verbunden mit dem Gefühl von Macht über den anderen (vgl. ebd. S. 157 f.).

Viele sind der Meinung, daß es biologisch gesehen unmöglich ist, daß eine Frau einen Mann vergewaltigen kann, aber dies ist prinzipiell möglich. Eine Frau ist durchaus imstande, einen Mann körperlich zu überwältigen und ihn zum Geschlechtsverkehr zu zwingen. Es können sowohl Erektionen durch Angst ausgelöst, als auch Ejakulationen erzwungen werden, so daß dadurch die Sexualität der Männer auch in Bedrohungssituationen funktioniert. Hans-Christian Harten recherchierte in der klini-

schen Literatur nach schwerer Vergewaltigung von Männern durch Frauen. Zur Veranschaulichung gab er drei Beispiele an. In diesen Fällen bekamen alle Männer Erektionen und gelangten zu Ejakulationen (vgl. ebd. S. 81 f.).

## **0.0.0 Ursachen von Gewalt in Paarbeziehungen**

Für die Ursachen von Gewalt in der Familie bzw. Gewalt in Paarbeziehungen gibt es viele Theorien. Ich beschränke mich auf die Einflußfaktoren, denen in meinen Augen große Bedeutung für eine Erklärung von Gewalt zukommt.

### **0.0.0.0 Gewalt als gelerntes soziales Verhalten**

Hier geht man davon aus, daß „aggressives Verhalten gelerntes, und damit auch wieder verlernbares Verhalten ist“ (Gemünden 1996, S. 62). Dabei sind die folgenden drei Arten von Lernen beteiligt:

0. klassisches Konditionieren
0. operantes Konditionieren und
0. die Theorie des sozialen Lernens.

Die klassische Konditionierung ist das Lernen von Signalreizen. Es wird zwar kein neues Verhalten gelernt, aber aversives Verhalten kann gelernt werden. Ein Beispiel kann die Wutreaktion eines Menschen darstellen, die der Anblick einer Person auslösen kann, welche diesen Menschen schon mehrfach verärgert hat.

Operantes Konditionieren bedeutet das Lernen am Erfolg. Dabei geht man vom ständig gezeigten Spontanverhalten des Individuums aus, welches vor allem bei Kindern sichtbar ist. Wird dieses Spontanverhalten positiv sanktioniert bzw. verstärkt, führt es zu neuem Verhalten.

Die Theorie des sozialen Lernens beschreibt das Lernen an sozialen Modellen. Demzufolge wird neues Verhalten vorwiegend durch das Beobachten eines anderen Individuums (das Modell) erlernt. Wenn dieses Verhalten positive Konsequenzen für das Modell zur Folge hatte, wird es imitiert.

Mit diesem Ansatz wird versucht, den Kreislauf der Gewalt in der Familie zu erklären. „Die in der Herkunftsfamilie erlernte Gewalttätigkeit wird als Ursache der Gewalttätigkeit in der Fortpflanzungsfamilie gesehen. (...). Solche Gewalterfahrungen können einerseits in selbst erlittenen Prügel, andererseits in der Beobachtung der sich prügelnden Eltern bestehen“ (ebd., S. 63). Erlebt das Kind die Gewalt am eigenen Leib, lernt es, daß sein Modell (der schlagende Elternteil) ihm gegenüber mit diesem Verhalten sehr erfolgreich war, da sich das Kind nun so verhält, wie es sein Modell von ihm erwartet. Daraus resultiert der generelle Lerneffekt, daß die Anwendung von Gewalt dann nützlich sein kann, wenn man etwas gegen den Willen eines anderen durchsetzen will. Auf der anderen Seite kann es Gewalt aber auch durch das Beobachten der Eltern, die sich schlagen, lernen. Der Mensch wendet dann in einer späteren Beziehung oder gegenüber den eigenen Kindern eher Gewalt an als Individuen, die in der Kindheit solche Erfahrungen nicht gemacht haben.

Oft wird behauptet, daß Mädchen die Rolle des Opfers erlernen würden, indem sie sich mit der Mutter, die mißhandelt wird, identifizieren, während die Jungen die Täterrolle lernen, da sie sich mit dem schlagenden Vater identifizieren. Doch gerade Frauen, die die Mißhandlung der Mutter vom Vater erlebt haben, wissen sich eher zu helfen, wenn sie von ihrem Partner geschlagen werden und werden eher selbst gewalttätig als andere Frauen, die diese Erfahrungen nicht gemacht haben. Des weiteren erlernen ebenso auch Jungen die Opferrolle (vgl. ebd., S. 63 f.).

#### **0.0.0.0 Streß als Ursache von Gewaltverhalten**

Streß wirkt sich in diesem Ansatz gewaltfördernd aus. Zur Erklärung von Gewalt wird an den Stressoren angeknüpft. Sie sind äußere oder innere Reize, „die die Belastetheit des Organismus auf physiologischer, aber auch auf kognitiver Ebene hervorrufen“ (Gemünden 1996, S. 65). Für die Erforschung von Gewalt in der Familie ist das Konzept des Lebensstresses von Bedeutung, welches „Streß als folgenreiche Umstände“ auffaßt, „die eine einschneidende Wirkung auf das Leben des Betroffenen haben und von ihm Entscheidungen oder Neuanpassungen verlangen“ (ebd., S. 66). Solche Stressoren von Lebensstreß können beispielsweise Arbeitslosigkeit, Heirat oder die Geburt eines Kindes darstellen. Aber auch die Binnenstruktur der Familie oder makrosoziale Faktoren werden neben dem Konzept des Lebensstresses als

Stressoren in die Erforschung mit einbezogen, sofern sie als für das Individuum belastend gedeutet werden.

Struktureller Streß nimmt Bezug auf sozio-ökonomische Faktoren, z. B. geringes Einkommen, beengte Wohnverhältnisse und geringe Bildung. Situationsstreß beruht auf vorübergehenden Ereignissen wie Schwierigkeiten in der Beziehung, Krankheiten usw. Provokationsstreß wird durch Fehlverhalten hervorgerufen und wird als der erste Auslöser von Gewalt definiert. Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit von Gewalt auch abhängig vom Ausmaß des vorhandenen strukturellen oder situativen Stressses.

Es wurde herausgefunden daß Gewalttätigkeiten sprunghaft ansteigen, wenn Stressoren gehäuft auftreten, und daß Männer für Streß anfälliger sind als Frauen (vgl. ebd., S. 67).

#### **0.0.0.0 Ungleiche Machtverhältnisse**

Die Machtverhältnisse in Paarbeziehungen hängen vom Verhältnis der Ressourcen, die in die Beziehung eingebracht werden, ab. Je mehr Ressourcen jemand einbringen kann, desto mehr Macht kann er besitzen. Sie sind demzufolge „Mittel, die die Individuen einsetzen können, um Einfluß auf andere Individuen zu nehmen“ (Gemünden 1996, S. 71). Unter solchen Ressourcen werden sowohl außerfamiliäre Aspekte (z. B. Einkommen, Vermögen und Bildung) als auch innerfamiliäre Aspekte (z. B. Kinder und Sexualität) verstanden (vgl. ebd., S. 71).

#### **0.0.0.0 Soziostrukturelle Faktoren**

Soziostrukturelle Ansätze betrachten die Familie als „Subsystem der Gesellschaft“ und fragen von dort aus, „wie Gewalt in der Familie durch externe und interne Strukturbedingungen ermöglicht wird und wie sie sich in der Familie auswirkt“ (ebd., S. 80). Dabei werden mehrere theoretische Konzepte kombiniert. Es existieren viele solche Modelle.

U. a. wird davon ausgegangen, daß die Gesellschaft männlich dominiert ist, wodurch die Männer eine dominante Position den Frauen gegenüber einnehmen, was beispielsweise in der beruflichen Diskriminierung der Frauen sowie in der Erwartung, daß sich Frauen auf die Hausfrauen- und Mutterrolle beschränken, ersichtlich ist. „Daraus entwickeln sich ein negatives Selbstbild und Fremdbild der Frauen und für Männer ein Zwang zur Maskulinität“ (ebd., S. 80). Gewalt in der Familie wird durch Streß begünstigt. Die Struktur der Familie schafft ideale Voraussetzungen für Gewalt, indem sie für Streß sehr anfällig und konfliktträchtig ist. Dies resultiert auf der einen Seite aus den hohen Erwartungen der Gesellschaft an die Familie. Auf der anderen Seite erhält sie kaum soziale Unterstützung, wodurch die Erfüllung dieser Erwartungen erschwert wird. Hinzu kommt, daß innerhalb der Familie die Auseinandersetzungen der Geschlechter und Generationen stattfindet. Hinzu kommen die individuellen Erfahrungen von Gewalt in der Herkunftsfamilie, die Legitimation, Rechtfertigung, Entschuldigung oder Billigung von Gewalt in der Familie durch soziale Normen sowie die Isolation der Familie (vgl. ebd., S. 81).

## **0.0.0 Der zu Gewalt führende Handlungsablauf**

### **0.0.0.0 Konflikt**

Ohne einen vorausgegangenen Konflikt erfolgt keine Gewalttätigkeit. Je mehr Konflikte zwischen den Partnern bestehen, desto eher kommt es zu Gewalt zwischen ihnen. Dabei müssen sie nicht sichtbar und offenkundig sein, sondern können auch versteckt und ritualisiert sein. Die Disputpartner definieren möglicherweise den Konflikt nicht als solchen. Er wird demzufolge als „Zusammentreffen gegensätzlicher Interessen“ (Gemünden 1996, S. 88) verstanden und nicht als Streit.

Konflikte werden immer mit einem sachlichen Bezug geführt, d. h. es gibt immer ein „Konfliktthema“. Nicht jedes Konfliktthema führt zwangsläufig zur Eskalation eines Konfliktes. Beispielsweise kommt es nur in Ausnahmefällen zur Tötung des Partners, und nicht immer ist die Bereitschaft gleich hoch, sich riskant, provozierend oder gefährlich zu verhalten. Vor allem Konflikte im Hinblick auf eine Trennung oder auf eine Infragestellung der Beziehung sind besonders schwerwiegend (vgl. ebd., S. 89).

Es wird weiterhin zwischen zwei unterschiedlichen Konfliktstilen unterschieden. Im Interessenkonflikt werden die gegenseitigen Interessen abgewogen sowie nach einer konstruktiven Konfliktlösung und einem Kompromiß gesucht. Das Konfliktthema steht dabei als Ursache im Mittelpunkt. Dieser Stil führt weniger zur Eskalation als bei der Demonstration der eigenen charakterlichen Stärke. Dort wird meist kein Kompromiß angestrebt, da jeder Akteur auf seinem Standpunkt beharrt, so daß eher Vorwürfe ausgetauscht werden und der angestrebte Sieg über den Partner im Mittelpunkt steht, während das Konfliktthema meist nur den Anlaß zum Streit darstellt. Allerdings werden meist Konflikte beendet, bevor eine Eskalation eintritt, indem sie entweder als Interessenkonflikt konstruktiv gelöst oder einfach abgebrochen oder durch Vermeidung einer Auseinandersetzung beendet werden (vgl., ebd., S. 89 f.).

#### **2.0.0.0 Eskalation des Konflikts**

Eskalation meint „eine Verschiebung oder Ausdehnung des Konfliktthemas vom sachlichen Grund auf die Persönlichkeit des Partners“ (Gemünden 1996, S. 90) und tritt vor der Gewaltanwendung auf. Zum Konfliktstil der Demonstration der eigenen charakterlichen Stärke unterscheidet sie sich insofern, daß ersteres eine Einstellung des Individuums ist, mit der der Konflikt begonnen wird, während die Eskalation selbst „ein dialogischer Austausch wechselseitiger Provokationen mit einem Aufschaukelungseffekt ist“ (ebd., S. 90).

Die Schnelligkeit der Eskalation eines Konflikts und der Anwendung von Gewalt ist von der subjektiven Verletzbarkeit und der Schwere der Provokation abhängig. Da die Akteure die individuellen Schwächen des Partners kennen, können sie ganz gezielt provozieren. Diese Phase kann bei wiederholten Konflikten weitgehend wegfallen und ritualisiert werden, indem auf den Ausgang des bzw. der vorherigen Konflikte hingewiesen wird. Des weiteren hängt die Eskalation vom Ort der Entstehung des Konflikts ab.

Auf dieser Stufe können Konflikte abgebrochen und beendet werden, bevor sie in physische Auseinandersetzungen münden, die sich nur selten anschließt (vgl. ebd., S. 91).

### **3.0.0.0 Gewaltanwendung**

Kann ein Konflikt nicht konstruktiv gelöst werden, wird Gewalt oft als die letzte Möglichkeit eingesetzt. Es gibt verschiedene Stile der Gewaltanwendung:

- 0. in Form einer einzelnen Handlung
- 0. eines gegenseitigen Schlagabtausches oder
- 0. eines gegenseitigen Verprügelns.

Gewalt wird gezielt eingesetzt, um Schmerz zuzufügen oder aus Wut im Affekt. Allerdings bedeutet die Anwendung von Gewalt nicht unbedingt das Ende eines Konflikts. Sie kann auch zu einem neuen Konflikt führen. Die Reaktion des Angegriffenen kann vom Angreifer als Anlaß gesehen werden, weiter Gewalt einzusetzen. Sehr oft erschrecken aber beide Akteure in dieser Situation vor sich selbst und entwickeln große Schuldgefühle (vgl. ebd., S. 91 f.).

### **0.0.0 Die Situation nach der Gewaltanwendung**

Wer physische Gewalt anwendet, bricht das Gewaltverbot, was die Akteure mit ihrem Alltagsverständnis von Gewalt relativ klar deuten können. Die Bedeutung des Ereignisses für das Individuum ist jedoch schwieriger. Es kann das Ereignis als schwerwiegend oder eher als unbedeutend auffassen. Schwierig ist es hauptsächlich bei der Frage, wie es im Hinblick auf eine zukünftige Wiederholung damit umgeht.

Die Anwendung von Gewalt stellt grundsätzlich einen Bruch der Norm dar und ruft das Bedürfnis nach Sanktionierung hervor, damit das Gleichgewicht zwischen dem Angreifer und dem Angegriffenen wieder hergestellt und der Normverstoß kompensiert wird. Dies kann entweder dadurch geschehen, daß der Angegriffene gleiches mit gleichem vergeltet oder andere Konsequenzen zieht (z. B. Abbruch der Beziehung). Kann er dies aufgrund seiner Abhängigkeit von seinem Partner nicht, leidet darunter sein Selbstwertgefühl. Dann registriert der Angreifer aber, daß sein Einsatz von Gewalt für ihn positive Folgen hatte und tendiert dazu, eher wieder Gewalt in der Zukunft anzuwenden (vgl. Gemünden 1996, S. 92 f.).

Ferner sind die Strategien zur Bewältigung des Gewaltereignisses von großer Bedeutung.

#### **0.0.0.0 Bewältigungsstrategien**

##### **0.0.0.0.0 Ziehen von Konsequenzen**

Die naheliegendsten Verhaltensweisen sind „Strategien der Rache, Vergeltung und der demonstrativen Verweigerung“ (Gemünden 1996, S. 94), da sie „am direktesten auf Wiederherstellung des moralischen Gleichgewichts gegenüber dem Angreifer zielen“ (ebd., S. 94). Dies kann in Form von Zurückschlagen bis zu Verunglimpfungen gegenüber anderen reichen.

Am effektivsten ist die Strategie „der Trennung, der Scheidung oder des Abbruchs der Beziehung“ (ebd., S. 94), weil dadurch weiteren Mißhandlungen die Grundlage entzogen wird. Auch eine vorübergehende Trennung als Warnung für den Angreifer wäre möglich.

Außerdem kann der Angegriffene Freunde oder Verwandte mobilisieren („informelle Sozialkontrolle“) oder die Polizei und Justiz einschalten („formelle Sozialkontrolle“).

##### **0.0.0.0.0 Normalisierende Bewältigungsstrategien**

Es gibt mehrere Formen von normalisierenden Bewältigungsstrategien. Welche gewählt wird, ist vom vorgestellten Erfolg des Einsatzes, vom Grad der Schwere des Angriffs sowie von Alternativen zur bestehenden Beziehung abhängig.

Im Falle der Strategie der Normalisierung wird Gewalt als etwas Normales, Alltägliches und damit nicht als Normverstoß gesehen, allerdings nur bis zu einem bestimmten Grad.

Bagatellisierungen werden auch bei geringfügigeren Angriffen vorgenommen. Dabei wird zwar der Normverstoß wahrgenommen, aber heruntergespielt, da er keine schwerwiegenden Folgen hatte. Dies ist sehr praktisch für den Angegriffenen, weil

dessen Selbstwertgefühl nicht leidet und er das Ziehen von Konsequenzen vermeiden kann.

Bei der Rechtfertigung wird ein Normverstoß durch besondere Umstände erlaubt (z. B. bei Notwehr).

Wenn der Angreifer wegen Einflüssen, die sich seinem Willen entzogen, für sein Handeln nicht verantwortlich ist und die Handlung einen Verstoß der Norm bedeutet, wird die Strategie der Entschuldigung angewandt. Eine solche Entschuldigung kann beispielsweise der Alkoholzustand, Provokation oder Streß sein.

In der Strategie der Bilanzierung wird Bilanz gezogen, das heißt, die Beziehung wird bewertet und im Hinblick auf positive und negative Seiten überprüft. Solange die Bilanz positiv ist, braucht der Angegriffene keine Konsequenzen ziehen.

Möglich wären weiterhin Strategien der Problematisierung. Dabei wird der Angreifer entweder darauf hingewiesen, daß er ein psychisches Problem habe, das einer Lösung bedarf oder professionelle Hilfe von außen wird in Anspruch genommen.

Resigniertes Verhalten mit negativer Auswirkung auf das Selbstwertgefühl kann ebenfalls eintreten. Der Angegriffene reagiert hier hilflos auf Gewalt (vgl. Gemünden 1996, S. 94 f.).

#### **0.0.0.0 Geschlechtsunterschiede bei der Bewältigung von Gewalt**

Aufgrund der bestehenden Geschlechterrollen vermutet man, daß die Geschlechter bei gleich schweren Angriffen verschiedene Strategien wählen.

Frauen schreibt man eher den Opferstatus zu aufgrund der Vorstellung, sie wären passiv und schwach. Dementsprechend fühlen sie sich auch eher als Opfer. Sie empfinden die Angriffe des Partners häufiger als schwerwiegend und ziehen auch häufiger Konsequenzen als Männer. Ferner wählen Frauen eher die Trennung und mobilisieren mehr Freunde oder Verwandte.

Den Männern wird dagegen mehr die Täterrolle zugewiesen. Sie fühlen sich dementsprechend weniger als Opfer, da dies mit ihrer Rolle als Mann nicht vereinbar ist. Aufgrund dessen werden von ihnen seltener Konsequenzen gezogen und seltener Freunde oder Verwandte mobilisiert. Die Attacken ihrer Frauen bagatellisieren sie öfter oder sehen sie als gerechtfertigt oder entschuldigt an (vgl. Gemünden 1996, S. 95 f.).

Die Gründe für das unterschiedliche Verhalten von männlichen und weiblichen Opfern liegen in der Reaktion der Öffentlichkeit. Die sozialen Normen geben Frauen mehr Unterstützung. Weibliche Opfer können Beratungsstellen oder Frauenschutzhäuser aufsuchen, Männer nicht. Ihnen wird Hilfe verwehrt, statt dessen werden sie stigmatisiert und verspottet, denn dieser Bereich wird tabuisiert. Sie leugnen ihre Opferrolle und haben keinen Mut, sich an Hilfe von außen zu wenden.

## **0.0 Tabu**

Ein Tabu ist ein „ungeschriebenes Gesetz, das aufgrund bestimmter Anschauungen innerhalb einer Gesellschaft verbietet, bestimmte Dinge zu tun“ (Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion 2000, S. 1308). Es wird bzw. darf darüber nicht gesprochen werden, denn „Tabu *ist*, was nicht sein *darf*“ (Elsner et al. 1995, S. 25). Es stellt aber auch einen „Schutzmechanismus für eine funktionierende Gesellschaftsordnung“ (ebd., S. 25) dar. Ein Problembereich, der unter einem Tabu steht, wird demzufolge weder diskutiert, noch erforscht.

Die Gesellschaft beurteilt und bestimmt, welches Problem den Status als soziales Problem bekommt und somit in der Diskussion steht und erforscht wird. Zunächst muß eine soziale Gruppe einen Mißstand in das öffentliche Bewußtsein bringen. Dieser Mißstand wird dann zum sozialen Problem, wenn eine einflußreiche soziale Gruppe es für erforderlich sieht, korrektive Maßnahmen zu dessen Eindämmung zu entwickeln bzw. einzusetzen – allerdings auch nur, wenn die Ursachen oder Folgen als beeinflußbar gelten. Außerdem muß eine Vielzahl von Individuen davon betroffen sein, sonst bleibt der Mißstand ein rein individuelles Problem. Erfolgreich etabliert ist ein soziales Problem in der Gesellschaft, wenn eine größere Öffentlichkeit

seine Existenz nicht mehr bestreitet und sich über die Notwendigkeit sozial und politisch korrektiver Maßnahmen konform ist. Soziale Probleme verknüpfen einen Mißstand mit einer Ursache, die dann bestimmte Eingriffsmöglichkeiten anregt. Eine dauerhafte öffentliche Etablierung von sozialen Problemen ist nur bei Interesse einer sozialen Gruppe an ihrer dauernden Bearbeitung möglich. Ohne dauerhafte Bearbeitung verschwinden soziale Probleme wieder aus dem öffentlichen Bewußtsein, da sie dem sozialen Wandel unterliegen, d. h. wenn sich die Gesellschaft verändert, verändern sich die Mißstände (vgl. ebd., S. 31 f.).

Das Feld Gewalt in der Familie wird schon seit langer Zeit, besonders seit den 70er Jahren, problematisiert und erforscht, wobei die verschiedensten Aspekte von gewalttätigen Verhaltensweisen von Familienmitgliedern untereinander beleuchtet wurden. Fakt ist, daß die Spanne der Aspekte sowie die Sichtweisen der Autoren sehr divergieren, so daß aufgrund dessen ein einheitlicher Begriff der Gewalt in der Familie nicht existiert. Im Spektrum der Gewaltkriminalität hält man es für eines der größten sozialen Probleme.

Das Thema Gewalt gegen Männer ist im Themenkomplex Gewalt in der Familie das einzige umstrittene Thema, dem der Staus als soziales Problem von Beginn an aberkannt wurde und deshalb in der Forschung nur ein „Schattendasein“ geführt hat (vgl. ebd., S. 1 f.). Die Zahl der Veröffentlichungen und Abhandlungen zu dieser Thematik sind nur gering und meist eher oberflächlich und spekulativ (vgl. ebd., S. 10). Der Grund liegt in den Auffassungen der Frauenbewegung sowie den feministisch orientierten Forscher/innen, die diese Problematik als „Konkurrenz und Infragestellung“ des Themas der Gewalt gegen Frauen auffassen, „was jedoch auf einem Irrtum und auf einem falschen, verklärten Bild der Frau“ (ebd., S. 1), welche niemandem etwas antun kann, beruht. Gewalt gegen Männer erlangte noch kein besonderes öffentliches Interesse, da es mit einem Tabu belegt ist. Der Mann als Opfer paßt nicht in das traditionelle Bild der Opfer- und Täterrollenverteilung. Das Opfer ist schwach und hilflos, während der Täter überlegen ist (vgl. ebd., S. 4). Männer sind aber nach den traditionellen Auffassungen von den beiden Geschlechtern die starken und überlegenen, die Frauen die schwachen, hilflosen und unterlegenen Wesen. Dies bewirkte, daß die Thematisierung von Gewalt gegen Männer nur eine sehr kurze Zeit in den Massenmedien Aufsehen erregte, um nach einem heftigen „Schlagabtausch“ von Befürwor-

tern und Gegnern wieder zu verstummen. Auch wenn es vielleicht nur wenige betroffene Männer gibt oder, wie oftmals behauptet wird, das Thema nur ein „Scheinthema“ darstellen sollte, kann es nicht aus dem Gesamtkomplex Gewalt in der Familie ausgeklammert werden (vgl. ebd., S. 4).

Übermittelt und festgeschrieben werden die gesellschaftlichen Auffassungen und Zuschreibungen in der Erziehung und Sozialisation, die als Prozesse geschlechtsspezifisch verlaufen.

## **2 Die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern**

Zu den unterschiedlichen Verhaltensweisen der Geschlechter gibt es viele Vermutungen und Thesen. Manche behaupten, daß diese Unterschiede auf den Erbanlagen beruhen. Andere besagen, die Erziehung und Sozialisation stellt die Ursache dar, weil es keinen genetischen Unterschied zwischen Männern und Frauen gibt. Die Gene, welche das menschliche Verhalten bestimmen, sind noch nicht erforscht, so daß man Verhaltensweisen nicht einfach auf diverse Gene zurückführen kann (vgl. Johnen 1994, S. 85). Ich habe mich für die Sozialisationstheorie entschieden. Sie besagt, daß die Ursachen der Geschlechterunterschiede gesellschaftlich bedingt sind.

Frauen und Männer haben in der Gesellschaft ihre festgelegten Rollen. Schon von frühester Kindheit an werden diese Rollen dem Menschen vermittelt. Erziehung und Sozialisation erfolgt für Mädchen und Jungen unterschiedlich. Dafür stellen Grenzziehungen ein wichtiges Mittel dar, denn durch diese werden Gegensätze konstruiert, damit die Kinder lernen, „Weibliches und Männliches als Oppositionelles zu erfassen“ (Faulstich-Wieland 1999, S. 59). Auf diese Unterschiede in Sozialisation und Erziehung sowie auf den Wandel der Geschlechterverhältnisse werde ich nun näher eingehen, da sie für die nachfolgenden Kapitel eine wichtige Grundlage bedeuten. Beginnen werde ich mit wichtigen Begriffsklärungen.

### **Die geschlechtsspezifische Erziehung und Sozialisation von Jungen und Mädchen**

Geschlechterbezogene Sozialisation verläuft nicht einfach auf der Basis biologischer Unterschiede, sondern man muß sie sich aneignen. „Akteure handeln auf der Grundlage einer Zuordnung zu einer Geschlechtskategorie, indem sie die ihrem Geschlecht zugeschriebenen sozialen Praktiken lernen und vollziehen“ (Faulstich-Wieland 1999, S. 62). Gleichzeitig nehmen sie andere als gleich- oder als andersgeschlechtlich

wahr. Deren Verhalten bewerten sie ebenfalls im Rahmen des Systems der Geschlechterverhältnisse. Unser Handeln wird auf der Grundlage der Geschlechterzuordnung eingeschätzt, nicht umgekehrt. Das heißt, wir werden nicht wegen einem entsprechenden Handeln einem Geschlecht zugewiesen. Die Veränderungen der Rollen lassen sich durch Ausnahmen und Brüche erklären (vgl. ebd., S. 62).

## **0.0.0 Erziehung**

Unter Erziehung werden alle Maßnahmen verstanden, „die Erwachsene in Interaktion mit Heranwachsenden ergreifen, um Lernvorgänge hervorzurufen, die zu wünschenswerten Ergebnissen führen“ (Fend 1976, S. 52)<sup>1</sup>. Die erzieherische Interaktion ist meist gekennzeichnet durch eine Wechselwirkung, denn es liegt nur selten ein einseitiger Einfluß vor. Somit lernt nicht nur das Kind etwas, sondern auch der Erwachsene. „Erziehung ist interpersonales Verhalten“ (ebd., S. 51), das heißt, es sind immer mindestens zwei Personen an der Interaktion beteiligt, z. B. Eltern und Kind oder Lehrer und Schüler. Die Partner nehmen dabei unterschiedliche Rollen ein. Eine beteiligte Person hat mehr Fähigkeiten und Fertigkeiten als die andere, die sich in der Rolle des Lernenden befindet. Des weiteren können die „wünschenswerten Ergebnisse“ und die angewandten Mittel, um diese Ergebnisse zu erreichen, durch „Sitte und Gebrauch“, also den traditionellen Vorstellungen und Auffassungen der Gesellschaft, definiert sein. Dies ist der Fall bei informeller Erziehung. In der formellen Erziehung sind die Ziele sowie die dafür angewandte Mittel „Gegenstand kritischer Reflexion“ und beruhen auf „rationalen Überlegungen“. Weiterhin kann man unterscheiden zwischen direkter (das „interpersonale erzieherische Verhalten“) und indirekter Erziehung (die Bemühung um eine optimale Gestaltung des Erfahrungsraumes), um den Kindern und Jugendlichen Erfahrungen zu vermitteln, die möglicherweise Lernvorgänge mit wünschenswerten Ergebnissen hervorrufen (vgl. ebd., S. 51 f.).

Als „individuelles und gesellschaftliches Handlungssystem“ wird sie durch Absichten und Zwecke der Handelnden bestimmt, wendet bestimmte Mittel und Vorgehensweisen an und zieht bestimmte Folgen und Wirkungen nach sich (vgl. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge 1997, S. 284).

---

<sup>1</sup> Obwohl das Werk von Helmut Fend älteren Datums ist, habe ich ihn dennoch zitiert, weil ich der Ansicht bin, daß seine Definitionen, die ich in meiner Arbeit anbringe, immer noch aktuell und außerdem treffend formuliert sind.

Im Fachlexikon der sozialen Arbeit wird weiterhin ausgeführt:

„E. (Erziehung, d. Verf.) als Teil des Reproduktionsprozesses der → Gesellschaft ist immer bestimmt durch historische Wandlungsprozesse und die materiellen und kulturellen, politischen und sonstigen Bedingungen des jeweiligen Gesellschaftssystems, die ihrerseits auch wieder durch E. bzw. die spezifischen Bedingungen und Zustände des E.systems beeinflusst werden können (...). (Erziehung ist) ein bedingter und bedingender Faktor im gesellschaftlich-historischen Entwicklungs-, Auseinandersetzungs- und Entscheidungsprozeß, jederzeit und durchgängig verbunden mit Formen und Bedingungen gesellschaftlicher Herrschaft und Macht“ (ebd., S. 282).

Erziehung ist demzufolge zum einen durch die Gesellschaft und deren Geschichte geprägt, beeinflusst zum anderen aber auch zur gleichen Zeit die gesellschaftlichen Vorgänge in den Prozessen der Entwicklung, Auseinandersetzung und Entscheidung. Ausschlaggebend sind dabei auch jeweiligen Erscheinungsformen und Bedingungen der in der Gesellschaft vorhandenen Herkunft und Macht.

Im Laufe der Geschichte entwickelte sich Erziehung von der ursprünglich natürlichen zu einer organisierten, institutionellen Erziehung, ein Ende ist nicht abzusehen. Die Ursachen liegen in der zunehmenden Differenzierung und Arbeitsteilung in der Gesellschaft, wo gesellschaftliche Funktionen und Prozesse institutionalisiert werden. Gesellschaftlich organisierte Träger und Institutionen übernehmen „Funktionen des Erziehungsprozesses der nachwachsenden Generation“ (z. B. Schule). Im Hinblick auf die verschiedenen Träger, Institutionen, Funktionen und Wirkungen im Gesamtfeld der Erziehung sind die folgenden Aspekte von Bedeutung:

1. „Vertiefung“ (Verstärkung bestimmter Lernprozesse durch gleiche Erziehungsprozesse in verschiedenen Institutionen)
2. „Ergänzung“ (zusätzliches, ergänzendes Angebot von Lernmöglichkeiten durch weitere Erziehungsinstitutionen)
3. „Ausgleich“ (Behebung von Einseitigkeiten und Defiziten in anderen Erziehungsinstitutionen zur Vorbeugung von Entwicklungsgefährdungen und Fehlentwicklungen)
4. „Korrektur“ (bereits eingetretener Entwicklungsgefährdungen und Fehlentwicklungen durch andere Erziehungsinstitutionen)

5. „Stützung und Unterstützung“ (von primären Erziehungsinstitutionen, besonders der Familie, durch andere Einrichtungen und Veranstaltungen) und
0. „Ersetzung“ (der primären Erziehungsinstitution Familie z. B. durch Pflege- oder Adoptiveltern) (vgl. ebd., S. 282 f.).

Des Weiteren ist Erziehung nach Lebensphasen und Lebenskarrieren, nach Schichten und Klassen, Geschlechtern usw. zu differenzieren. Sie hat eine Doppelfunktion, auf der einen Seite eine gesellschaftliche („Reproduktion der Gesellschaft“) und auf der anderen Seite eine personale („Aufbau der individuellen Persönlichkeit“) Funktion. Sie „bewegt sich im Spannungsverhältnis von Reproduktion und Innovation, Systemstabilisierung und Systemveränderung“ (vgl. ebd., S. 283).

„Sozialisation umfaßt Erziehung, ist aber mehr als Erziehung. Auch unbewußte und ungewollte Einwirkungen und die subjektiven Reaktionen darauf sind folgenreich für die Prägung sozialer Einstellungen und Verhaltensweisen“ (Gottschalch 1991, S. 11).

## **0.0.0 Sozialisation**

Sozialisation bezeichnet „das Lernen der moralischen Ordnung einer Gesellschaft“ (Fend 1976, S. 48) durch „Vorgänge, die dazu führen, daß die Menschen sich mehr oder weniger dem Wert- und Normensystem der Gesellschaft, in der sie leben, anpassen bzw. ihm angepaßt werden“ (Gottschalch 1991, S. 11). Jeder Mensch hat Sozialisationserfahrungen und damit verbundene Probleme. Anpassung meint dabei „ein wechselseitiges Geschehen zwischen den Teilnehmern am Sozialisationsprozeß“ (ebd., S. 11), wobei die Gesellschaft durch ihre Sozialisationsinstanzen, wie der Familie und der Schule, wesentlich mehr Wirkungsmacht besitzt als die „Sozialisierenden“ (vgl. ebd., S. 11). Damit ist Sozialisation kein „passives Geprägtwerden“, sondern der Einzelne setzt sich aktiv mit seiner materiellen sowie sozialen Umwelt auseinander. Dadurch eignet er sich auf der einen Seite das Vorgefundene an, um dieses auf der anderen Seite auch gleichzeitig zu be- und verarbeiten, wodurch sich die eigene Identität der Person entwickelt, so daß diese Person einzigartig ist, aber auch weder isoliert noch ungebunden dasteht. Dabei spielt beispielsweise das Geschlecht eine zentrale Rolle (vgl. Faulstich-Wieland 1999, S. 49).

Der Mensch wird nur mit „rudimentären Instinkten“ geboren, ist aber offen für vielfältige Lernprozesse, auf die er gleichzeitig auch angewiesen ist, da er nicht an eine bestimmte Umwelt gebunden ist. Er wird durch seine allgemeinen sozialen, ökonomischen und kulturellen Verhältnisse in der Gesellschaft sowie deren Sozialisationsagenturen so geformt, daß er sich diesen Verhältnissen gemäße Einstellungen und Verhaltensweisen aneignet bzw. entwickelt und dann als „Erwachsener zum arbeitsteiligen Reproduktionsprozeß seiner Gesellschaft beitragen kann“ (Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge 1997, S. 877), also von der Gesellschaft akzeptierte Beiträge für ihren Fortbestand erbringen kann. Dabei erfolgt eine nur zum Teil bewußte Steuerung der dazu notwendigen Lernprozesse, sondern sie sind als intentionale Erziehung geplant und kontrolliert. Die jeweiligen kulturellen und sozio-ökonomischen Verhältnisse wirken auf die Entwicklung des Kindes ein und setzen nicht nur dessen Entfaltung Grenzen, sondern wirken auch auf das Verhalten der Erwachsenen, die mit dem Kind in Kontakt stehen. Ihre Erfahrungen, die je nach regionalen Besonderheiten sowie religiösen und familialen Traditionen variieren, geben die Erwachsenen, nur zum Teil bewußt, an die Jüngeren weiter.

Die wirksamen Faktoren im Sozialisationsprozeß kann man analytisch nach vier Ebenen unterscheiden:

0. „Die gesamtgesellschaftliche Ebene“ (das Wirtschaftssystem, das politische System und die Kultur, die historisch geprägt sind)
0. „Die Ebene der einzelnen Institutionen“ (die zunehmende Tendenz zur Spezialisierung und Professionalisierung durch die Ausgliederung bestimmter Funktionen, der Erziehung, sozialen Kontrolle usw.)
0. „Die Ebene der zwischenmenschlichen Beziehungen“ (Erzeugung von Problemen durch unterschiedliche Erwartungen im Beruf mit geforderten formalisierten Verhaltensweisen und im informellen Bereich mit geforderten spontanen Verhaltensweisen) und
0. „Die Ebene des einzelnen Individuums“ (das Problem der intrapsychischen Verarbeitung sozialer Erfahrungen, da sowohl die subjektiven Erfahrungen, als auch die Toleranzspielräume von erlaubten Verarbeitungsformen kulturell divergent sind).

Sozialisation vollzieht sich über das ganze Leben eines Menschen und schließt nicht mit dem erreichten Erwachsenenstatus ab. Form- und Lernprozesse sind lebenslang notwendig, z. B. bei Eintritt in neue soziale Institutionen wie Betriebe oder Vereine sowie bei Erreichen neuer Lebensabschnitte wie Eheschließung oder Geburt eines Kindes (vgl. ebd., S. 877 f.).

### **0.0.0 Der Begriff „gender“**

Das Geschlecht des Menschen stellt einen der entscheidenden Bedeutungsfaktoren in seiner Sozialisation dar, wodurch das Erleben, die Einstellungen sowie die Empfindungen des einzelnen geprägt werden. Dabei wird in der Literatur zunehmend zwischen „sex“ und „gender“, das heißt zwischen einer biologischen und sozialen Weiblichkeit und Männlichkeit unterschieden. Diese beiden Begriffe stammen aus dem Englischen und wurden in die deutsche Literatur übernommen, da die deutsche Sprache diese Unterscheidung nicht bietet (vgl. Henschel 1993, S. 53).

Man distanziert sich von der biologischen Unterscheidung der Geschlechter als Erklärungsmuster für die Rollenverteilung, denn das physische Grundmaterial, woraus Männer und Frauen entstehen, ist dasselbe. Die Körper von Männern und Frauen sind, ausgenommen der Zeugungshormone und -organe, ziemlich gleich. Kinder können deshalb auch mit uneindeutigen Genitalien auf die Welt kommen, worauf dann unter Umständen eine ganz willkürliche Zuweisung zu einer „sex-Kategorie“ erfolgt (vgl. Lorber 1999, S. 86).

Gender meint „die Aufteilung der Menschen in zwei Kategorien, die sozial unterschiedlich konstruiert werden“ (ebd., S.31), Männer und Frauen. Nur diese zwei Kategorien sind in den westlichen Gesellschaften sozial legitim (vgl. ebd., S. 34). In manchen Gesellschaften gibt es drei gender: Männer, Frauen sowie „biologische Männer, die sich als soziale Frauen verhalten und kleiden, als Frauen arbeiten und in fast jeder Hinsicht als Frauen behandelt werden“ (ebd., S. 60) oder in einigen afrikanischen und indianischen Gesellschaften „biologische Frauen, die als Männer arbeiten, heiraten und Eltern sind“ (ebd., S. 60). Transsexuelle und Transvestiten in der modernen westlichen Gesellschaft wechseln nur das gender, gehen aber nicht in ein

drittes über. Gender-Grenzen können also durchbrochen werden, da gender nicht an eine biologische Grundlage gebunden ist (vgl. ebd., S. 61).

Judith Lorber versteht weiterhin unter gender:

„eine Institution, die die Erwartungsmuster für Individuen bestimmt, die sozialen Prozesse des Alltagslebens regelt, in die wichtigsten Formen der sozialen Organisation einer Gesellschaft, also Wirtschaft, Ideologie, Familie und Politik, eingebunden und außerdem eine Größe an sich und für sich ist“ (ebd., S. 41).

Sie betont, daß gender „kein Synonym für Patriarchat oder für die Herrschaft von Männern über Frauen“ (ebd., S. 44), sondern ein allgemeinerer Begriff ist, in dem sämtliche sozialen Beziehungen eingebunden sind, die Menschen sortieren und einem bestimmten „gender-Status“ zuweisen. Zur „gender-Herrschaft“ und deren „ideologischen Rechtfertigung“ zählt ebenso die Unterdrückung von Männern durch Männer wie die Ausbeutung von Frauen durch Männer. Ferner ist der ungleiche Status von Frau und Mann historisch geprägt (vgl. ebd., S. 41).

Gender wurde vom Menschen erfunden, wie auch beispielsweise Sprache und Religion, wodurch nach kulturell bedingten Mustern das menschliche Sozialleben geregelt wird. Dies beinhaltet sowohl die Sozialbeziehungen im Alltag als auch die umfassenderen sozialen Strukturen (z. B. soziale Klassen) (vgl. ebd., S. 47).

In unserer Gesellschaft ist gender allgegenwärtig. Wie die Kultur ist es vom Menschen produziert und darauf angewiesen, daß jeder Mensch ständig „'gender macht' - 'doing gender'“ (ebd., S. 55). Jeder macht dies, ohne sich darüber Gedanken zu machen, da es jedem vertraut und unterbewußt ist. Wenn seine Zeichen oder Signale fehlen oder zweideutig sind, fühlt man sich unbehaglich, bis man die andere Person einem „gender-Status“ zuordnen kann. Bei Nichtgelingen ist man desorientiert. Die „gender-Konstruktion“ eines Individuums beginnt mit seiner Zuweisung zu einer bestimmten „sex-Kategorie“, was vom Aussehen der Genitalien bei der Geburt abhängt. Dann wird das Kind gekleidet und ausgestattet, daß die Kategorie deutlich sichtbar ist. Durch Namensgebung, Kleidung u. a. wird aus einer sex-Kategorie ein gender-Status. Sobald das gender eines Kindes offensichtlich ist, wird ein Kind in

dem einen gender anders behandelt als eines in einem anderen gender, wodurch sich die Kinder anders fühlen und verhalten (vgl. ebd., S. 55 f.).

„Vergeschlechtlichte Rollen verändern sich“ (ebd., S. 57). Jede Gesellschaft klassifiziert Menschen als Mann und Frau, konstruiert Gleichheiten und Ungleichheiten zwischen ihnen und weist ihnen unterschiedliche Rollen und Pflichten zu, wodurch unterschiedliche Persönlichkeitsmerkmale, Gefühle, Motivationen und Ambitionen, die wiederum bewirken, daß die Angehörigen der verschiedenen Gruppen verschiedene Arten von Menschen werden. Aber obwohl viele traditionelle soziale Gruppen auf das Bestehenbleiben der „gender-Unterschiede“ achten, scheinen sich diese Unterschiede in anderen sozialen Gruppen zu verwischen (vgl. ebd., S 57 f.).

In der sozialen Konstruktion des gender ist es unwichtig, was Männer oder Frauen tatsächlich tun oder ob sie genau das Gleiche tun. Wichtig ist nur, daß ihr Tun als etwas Unterschiedliches wahrgenommen wird. Im Berufsleben beispielsweise haben Männer und Frauen, die den gleichen Beruf ausüben, oft unterschiedliche Berufsbezeichnungen, z. B. Chefsekretärin und Direktionsassistent (vgl. ebd., S. 71). Das, was Männer machen, wird normalerweise höher bewertet als das, was Frauen machen, auch wenn die Tätigkeiten sehr ähnlich oder gleich sind. Begründet wird dies damit, daß wenn es von Männern gemacht wird, es auch besser ist (vgl. ebd., S. 79).

### **0.0.0 Unterscheidung zwischen Jungen und Mädchen**

Mädchen und Jungen werden verschieden behandelt. Wilhelm Johnen hat die Unterschiede, die zwischen ihnen gemacht werden, folgendermaßen herausgefiltert:

- Jungen werden weniger und anders getröstet
- Jungen wird Ungestümes, Wildes bis Bösertiges weniger negativ ausgelegt und weniger sanktioniert
- Jungen erhalten weniger Zärtlichkeit
- Jungen werden härter bestraft
- Jungen werden, wenn sie Angst zeigen, sehr stark sanktioniert (Johnen 1994, S. 97).

Dadurch erlebt der Junge einen Verlust von Nähe. In allen Kulturen gibt es Initiationsriten, die vom Mann Leistung und Bewährung verlangen, was oft auch mit Blut

und Schmerz verbunden ist. Ein Jüngling muß einen solchen Ritus erst bestehen, bevor er sich der Männergesellschaft anschließen kann, sonst bleibt er von ihr ausgeschlossen. In unserer Gesellschaft symbolisieren Mutproben bei männlichen Jugendlichen diese Riten. Teenager riskieren ihr Leben z. B. beim U-Bahnsurfen, um den gewissen Kick zu bekommen und vor den anderen Mut und Männlichkeit zu zeigen. Etwas Vergleichbares für Frauen existiert in keiner Kultur, sondern sie sind ohne Aufnahmeprüfung als Frauen anerkannt, während Männer einer beständigen Bewährungsprobe unterliegen. Dieses Trimmen auf Erfolg und Leistung bei Jungen kann aber nicht Sicherheit und Geborgenheit der körperlichen Nähe ersetzen, so daß bei ihnen immer große Zweifel bestehen, ob sie anerkannt und gemocht bzw. geliebt werden. Die Verweigerung von Körperkontakt löst Ängste und Unsicherheit aus (vgl. ebd., S. 96 f.).

Jungen werden zu distanzierendem Verhalten und einem „starken Mann“ erzogen. Sobald ein Junge „ansetzt 'Schwäche zu zeigen', 'zu weinen', 'nachzugeben' oder 'einen Kompromiß zu seinen Ungunsten zu akzeptieren'“ (ebd., S. 86), trifft ihn ein ganz anderer Blick als ein Mädchen in der gleichen Situation. Solche Blicke, die meist unbewußt bleiben, vermitteln dem Jungen, daß seine Reaktion unerwünscht ist. Auch die Reaktionen im Verhalten der Menschen sind verschieden, je nach Geschlecht. Man sagt vielleicht nette, tröstende Worte, aber der Junge versteht den Wortinhalt ganz anders, da sie nicht mit dem nonverbalen Aspekt übereinstimmen (vgl. ebd., S. 87). Der Volksmund sagt: „Indianer weinen nicht“. Die Indianer stehen symbolisch für die Jungen und Männer. Nach dem Sinninhalt dieses Spruches handeln wir. Kindliche Äußerungen werden auch ganz differenziert interpretiert, das heißt je nach Geschlecht. „Einem weinenden Jungen wird wesentlich häufiger Ärger als Motiv unterstellt, einem Mädchen wesentlich häufiger Angst“ (ebd., S. 91).

Männer müssen stark, rational usw. sein, dann werden sie in der Gesellschaft voll akzeptiert. Diese, dem Mann zugeschriebenen Charakteristika haben nicht nur die Männer verinnerlicht, sondern auch die Frauen. Alle Menschen haben ihre Erwartungshaltung an die beiden Geschlechter. Diese Vorstellungen sind jedoch ein Vorurteil, was schwierig anzuerkennen ist (vgl. ebd., S. 87). Aber sie werden von Generation zu Generation weitergegeben.

„Jungen und Mädchen werden verschieden gekleidet“ (ebd., S. 88). Dies beginnt schon im Frühkindalter, wo weibliche Kleinkinder rosa Strampler und männliche blaue Strampler haben. Was weiblich wirkt, soll von Jungen und Männern nicht getragen werden und was männlich aussieht, nicht von Mädchen und Frauen. Jeder muß sich vom anderen Geschlecht klar abgrenzen. Man soll auf den ersten Blick zwischen Mann und Frau bzw. zwischen Junge und Mädchen unterscheiden können, denn gerade im Kleinkindalter kann man nur sehr schwer das Geschlecht an Gesicht oder Körperbau erkennen.

Mit diesen Farben wird es möglich, Jungen und Mädchen äußerlich zu unterscheiden. Allerdings heißt das nicht zwangsläufig, daß sie anders behandelt werden. Viele Eltern in der heutigen Zeit erwarten von sich, ihre Kinder vollkommen gleich und nicht geschlechtsspezifisch zu erziehen. Doch die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Die ungleiche Behandlung beginnt schon bei Neugeborenen. Diese Unterschiede finden sich nicht in der Art des Stillens oder Wickelns, sondern in den Kommentaren der Eltern sowie anderer Erwachsenen. Man sucht Ähnlichkeiten in ihren Gesichtern und schreibt ihnen schon im vorhinein Charakterzüge von Eltern und Großeltern zu, was aber meist nur eigene Befürchtungen und Wünsche widerspiegelt, aber nichts mit der Realität des Babies zu tun hat, wodurch die Kinder ungewollt schon Opfer der Projektionen der Erwachsenen werden.

Unser Vorgehen wird durch unsere Erwartung bestimmt, nicht durch das Geschlecht. Es gab Untersuchungen, wo Mädchen wie Jungen gekleidet und zu Jungen erklärt wurden und umgekehrt. Dabei stellte sich heraus, daß die als Jungen verkleideten Mädchen wie Jungen behandelt wurden und die als Mädchen verkleideten Jungen wie Mädchen (vgl. Johnen 1994, S. 91).

#### **0.0.0.0 Entwicklung der Geschlechtsidentität von Jungen und Mädchen**

Jungen werden in der Regel von einem andersgeschlechtlichen Elternteil aufgezogen. Deswegen muß sich die Entwicklung seiner Identität in der Abgrenzung und Entgegensetzung zur Mutter vollziehen. Zunächst wachsen sowohl Jungen als auch Mädchen in einer engen Bindung zur Mutter auf und entwickeln eine Identifikation mit ihr. Aber der Junge muß schon bald, um eine männliche Identität zu erlangen, diese

Identifikation aufgeben, weshalb dieser Prozeß von viel mehr Gefährdungen und potentielle Störungen begleitet ist als die Herausbildung der weiblichen Identität. Potentiell bedroht ist die geschlechtliche Identität von Jungen und Männern immer dann, sobald Erinnerungen wach werden, die die frühe Mutterbindung oder die frühe Trennung betreffen. Besonders gravierende Auswirkungen haben solche Erinnerungen, wenn diese Trennung mit Komplikationen verbunden war und nicht ausreichend vollzogen wurde.

Dies kommt unter anderem darin zum Ausdruck, daß Jungen im allgemeinen in der frühen Kindheit verletzlicher sind, mehr Anpassungsschwierigkeiten haben sowie öfter schon Verhaltensauffälligkeiten aufweisen.

Mädchen durchlaufen dagegen eine einfachere und bruchlosere Entwicklung. Sie haben weniger Anpassungsprobleme und deshalb auch weniger Schwierigkeiten in der Schule.

Das Verhältnis der männlichen und weiblichen Entwicklung kehrt sich erst in der Jugend um. Dann erkennen die Mädchen, daß sie schlechtere Chancen als Männer in der Gesellschaft haben und damit strukturell benachteiligt sind. Auch in der Pubertät sind die Reifungsprozesse von Mädchen streßbelasteter. Jungen befinden sich in dieser Phase auf der Suche nach sexuellen Erfolgen und Bestätigung. Sie entwickeln währenddessen zwar auch Versagensängste, aber Mädchen müssen sowohl das Versagen als auch den Erfolg fürchten. Die Leistungen der Jungen werden stärker positiv belohnt und gefördert. Außerdem werden sie mehr motiviert, indem sie eine Aussicht auf eine berufliche Karriere haben. Die Nachteile der frühen männlichen Sozialisation werden nun vorteilhaft, denn die frühe Trennung von der Mutter erleichtert die Herausbildung von Individualität und Autonomie, die die Wahrnehmung gesellschaftlicher Chancen durch eigene Leistungen ermöglicht (vgl. Harten 1995, S. 164 f.).

Die Herausbildung von Individualität und Autonomie bei Mädchen erfährt durch die Sozialisations- und Erziehungsverhältnisse weniger Unterstützung. Mädchen brauchen ihr Identifikationsobjekt nicht aufzugeben sowie dessen Geschlecht nicht zu wechseln, obwohl auch sie sich aus der frühen Mutterbindung lösen müssen. Hinzu

kommt, daß „Mütter Töchter weniger als von sich unterschieden erleben, sondern Töchter stärker als Teil ihres Selbst wahrnehmen und daher weniger ihre Ablösung und Trennung von sich fördern“ (ebd., S. 168), was sich später auf die Beziehung zum Mann überträgt. Dort erleben sich Frauen „stärker als Teil des männlichen Selbst und durch den Mann definiert“ (ebd., S. 168). Männer definieren sich hingegen auch durch ihre Rollen in der außerfamiliären Welt und nicht nur durch die Beziehung zur Partnerin (vgl. ebd., S. 168).

#### **0.0.0.0 Die Förderung der Geschlechterrollen durch das Spiel**

Auch in der Spielzeugwahl wird sorgsam darauf geachtet, daß das Spielzeug zum jeweiligen Geschlecht paßt. Die Aneignung der Welt erfolgt im Kindesalter am meisten durch Spielen, wo sich Persönlichkeitsstrukturen bilden und verfestigen. Unterstützt werden die Kinder von ihren Eltern sowie anderen Erwachsenen, die ihnen Spielzeug zur Verfügung stellen, mitspielen oder zu Rollenspielen anregen. Gleichzeitig werden mit dem Spiel geschlechtsspezifische Normen und Werte vermittelt. Im Alter von ein bis vier Jahren tritt bei Jungen mehr grob-motorische Muskelkraft in Erscheinung, so daß sie eher mit sächlichem, insbesondere technischem Spielzeug spielen. Dabei ermutigen die Eltern geschlechtstypische Aktivitäten, während sie, vor allem der Vater, auf untypische Aktivitäten eine negative Reaktion zeigen. Das Spielzeug für Jungen ist außerdem vielfältiger und animiert mehr zu außerhäuslichen Aktivitäten (vgl. Böhnisch / Winter 1993, S. 103 f.).

Mädchen werden vorwiegend Spiele vorgeschlagen, die einen harmonischen Verlauf aufweisen, bei denen im Vordergrund die Zusammenarbeit steht und deren Mittelpunkt die Lösung einer Aufgabe ist. Jungen erhalten eher Spielvorschläge, die konkurrenzorientiert sind. Wichtig sind hier vor allem der Sieg, aber auch Niederlage sowie Mut. Im Mittelpunkt steht dabei ein konkretes Ziel. Unterstützt wird die Auswahl der Spiele durch die Sprache. Während man bei Mädchen Harmonie, Zusammenarbeit sowie Rücksicht betont, werden bei Jungen Erfolg, Sieg und Härte hervorgehoben. „'Beiß die Zähne zusammen' ist eine Formel, die fast ausschließlich Jungen gegenüber verwandt wird“ (Johnen 1994, S. 91).

Zu den typischen Spiele für Jungen zählen z. B. Krieg, Indianer und Cowboy oder Räuber und Gendarm. Bei Mädchen sind dies beispielsweise Puppenspiele, Zeichnen oder Vater-Mutter-Kind (vgl. Faulstich-Wieland 1999, S. 52).

Diese Aspekte führen dazu, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung schon in der Kindheit des Menschen vorweggenommen sowie verankert wird (vgl. Böhnisch / Winter 1993, S. 104). Die Mädchen üben die dem Weiblichkeitsideal zugeschriebenen Eigenschaften ein. Jungen trainieren währenddessen die männlichen Verhaltensweisen (vgl. Faulstich-Wieland 1999, S. 52).

In der Arbeitswelt sieht das Bild der Tätigkeiten von Männern und Frauen ähnlich aus. Technische Anlagen werden überwiegend von Männern gesteuert und gewartet. Ferner obliegt es meist den Männern, zu bauen, zu installieren, herzustellen, zu planen, zu konstruieren, zu leiten, zu organisieren etc. Frauen dagegen verkaufen, pflegen, erziehen, reinigen, helfen, arbeiten im Büro und ähnliches (vgl. Hollstein 1999, S. 24).

#### **0.0.0.0 Die Situation von Jungen und Mädchen im Kindergarten**

Die dominierenden Tätigkeiten im Kindergarten stellen Rollen-, Funktions- sowie Konstruktionsspiele dar. In solchen Rollenspielen übernehmen „Jungen männliche, häusliche und außerhäusliche, stärker sachbezogene Rollen“ (Böhnisch / Winter 1993, S. 104). Ihr Spielen ist oft ausgefüllt mit Lärm. Kriegsspiele sind dabei sehr beliebt. Des weiteren ist auffällig, daß Jungen oft mit viel Aufmerksamkeit eine Szene einrichten, in der sie dann allerdings nicht spielen und freigestaltete Rollen nicht ausfüllen können. Bei Regelspielen, wie z. B. Fußball, werden eindeutige Geschlechtertrennungen vorgenommen.

Die Berufswünsche der Jungen sind in diesem Alter eher aktivere, wie Polizist oder Feuerwehrmann, die nicht im reproduktiven Bereich liegen.

Ihre Eigenständigkeit wird respektiert. Sowohl Aktivität als auch Aggressivität werden einerseits mehr bestraft, aber andererseits mehr positiv gefördert. Hinzu kommt die Möglichkeit der Assoziation des Alltags mit Geschlechtsstereotypen durch die

gesellschaftliche Umwelt in Form von anderen Erwachsenen, Geschwistern, Spielgefährten sowie Medien (vgl. ebd., S. 104).

#### **0.0.0.0 Die Ungleichbehandlung von Jungen und Mädchen in der Schule**

Die Jungen erhalten auch hier mehr Aufmerksamkeit als die Mädchen, indem sie mehr gelobt und getadelt werden, mehr Rückfragen und Rückmeldungen als Mädchen erhalten usw. Sie beherrschen das Unterrichtsgeschehen in gemischten Klassen. Lothar Böhnisch und Reinhard Winter erläutern dies folgendermaßen:

„Jungen reden durchschnittlich öfter und länger als Mädchen, sie unterbrechen häufiger und schreien wesentlich öfter ungefragt dazwischen. Ihre Wortmeldungen beziehen sich oft nicht direkt auf das Thema. Jungen (bzw. ein Teil der Jungen) stören so im Durchschnitt häufiger den Unterricht, sie sind lauter und verhalten sich allgemein 'disziplinloser' als Mädchen (Böhnisch / Winter 1993, S. 105).

In der Regel erhalten sie zwei Drittel der Aufmerksamkeitszeit im Unterricht. Wenn dieser Anteil auch nur wenig sinkt, protestieren sie wegen einer angeblichen Bevorzugung der Mädchen. Die Lehrkräfte haben dies so verinnerlicht, daß sie das gar nicht mitbekommen, da sie erwarten, daß Jungen sich so verhalten, weil es eben so ist.

Es wird allgemein auch davon ausgegangen, daß Jungen mehr Lernschwierigkeiten haben, weshalb es pädagogisch erforderlich scheint, für sie den Stoff besonders interessant zu machen. Die Mädchen werden diesbezüglich übersehen.

Die Jungen spielen in der Schule in größeren, mehr hierarchisch organisierten Gruppen, wo die Position des einzelnen Jungen, die durch Konkurrenz und Abgrenzung erreicht wird, wegen des heftigeren Gruppenprozesses ständig schwankt, erhalten sowie verbessert werden muß. Da die Mädchen einen kooperativeren Stil haben, setzen sich beim Aufeinandertreffen dieser beiden Stile die Jungen durch. Da die Jungen die Duldung ihres Verhaltens erleben, werden sie im Bereich des sozialen Lernens nicht gefordert sowie auch zu wenig gefördert. Bei ihnen kommt dadurch auch die wichtige Erfahrung des „Grenzen-Gesetzt-Bekommens“ zu kurz. „Das heißt: *Der scheinbare Verhaltensvorteil wird insgesamt zum Lernnachteil*“ (ebd., S. 107).

Mädchen bekommen Anerkennung und Zustimmung vor allem dann von den Lehrkräften, „wenn sie sich solidarisch, konstruktiv und sozial zeigen, wenn sie sich diszipliniert auf die Situation der Lerngruppe und der Lehrpersonen einstellen, anderen behilflich sind und sie unterstützen“ (ebd., S. 107). Ihnen werden allerdings keine neuen Möglichkeiten zugestanden, sich Verhaltensweisen anzueignen, die ihr Durchsetzungsvermögen, ihre Konfliktfähigkeit sowie ihr Selbstvertrauen in der Gruppe stärken, denn solche Verhaltensweisen werden zum einen von den Jungen, zum anderen durch die Lehrkräfte unterbunden. Mit dem „neuen Durchsetzungsvermögen“ der Mädchen können Jungen oft nichts anfangen, da es in der Schule nicht ausreichend thematisiert oder ausgehandelt wird. Dies führt zu geschlechtshomogenen Gruppen, wo „die Mythen über das andere Geschlecht verstärkt werden“ (ebd., S. 108).

#### **0.0.0.0 Sozialisation von Jungen zu aggressivem Verhalten**

Jungen werden im allgemeinen zu aggressivem Verhalten sozialisiert (vgl. Harten 1995, S. 160). Von ihnen wird viel stärker erwartet, daß sie gewaltbereit sind als von Mädchen. Dies zeigen zum Beispiel laut Halbright ihre Spiele sowie ihr Umgang miteinander (vgl. Halbright 1995, S. 195). Harten sieht in dieser Sozialisation beispielsweise neben der männlichen Rolle im Geschlechterverhältnis eine Ursache für sexuelle Gewalt. Bei der Sozialisation zu aggressivem Verhalten wirken verschiedene Faktoren.

„Aggressives Verhalten wird am Beispiel der Erwachsenen bzw. der Eltern gelernt“ (Harten 1995, S. 160). Dabei imitieren Jungen aggressive Verhaltensmuster der männlichen Bezugspersonen, da sie mehr gleichgeschlechtliche Identifikationsmodelle im Bereich der aggressiven Verhaltensweisen haben als Mädchen.

Der zweite Faktor liegt in der Kultur der Gesellschaft, wo Mädchen und Jungen lernen, „daß Aggressivität ein spezifisch männliches Verhaltensmuster ist“ (ebd., S. 160). Dadurch wird sowohl die Aggressivität von Jungen als auch die Fähigkeit der Jungen sich zu wehren verstärkt. Die Mädchen lernen indessen weniger, sich selbst zu schützen, sondern daß sie zum Schutz vor Aggressionen die Hilfe eines stärkeren Mannes benötigen.

Bezeichnend ist auch, daß Mädchen bei aggressiven Verhaltensweisen eher Schuldgefühle vermittelt werden als Jungen, bei denen Aggressivität eher das Selbstwertgefühl erhöht. Jungen werden zwar stärker für ihre Aggressionen bestraft, doch sie lernen gleichzeitig, „daß ihre Aggressionen Folgen haben und beachtet werden, daß sie zu ihrer Rolle gehören und daß man unter Umständen auch durch Aggressionen etwas bewirken kann“ (ebd., S. 161). Diese Verhaltensweisen werden dagegen bei Mädchen eher übersehen oder mit Nachsicht behandelt, wodurch sie wiederum lernen, „daß aggressives Verhalten ein ineffizientes Mittel zur Durchsetzung eigener Interessen ist und der weiblichen Rolle widerspricht“ (ebd., S. 161). Da solche Verhaltensformen bei ihnen von frühester Kindheit an unterdrückt werden, entwickeln sie mehr Schuld- und Angstgefühle und richten ihre Aggressionen stärker gegen sich selbst als nach außen (vgl.ebd., S. 161). Trotz allem können auch Mädchen gewalttätig sein. Aber die Gewalt zwischen Jungen ist so offensichtlich, daß „die von Mädchen ausgeübte Gewalt oft vergessen“ (Halbright 1995, S. 194) wird.

Beim Kinderprotest reagieren Eltern meist schon bei geringem Widerstand eines Mädchens, während Jungen ihren Protest oft deutlich steigern müssen, um eine Reaktion der Eltern zu erreichen. Außerdem wird ein heftiger Protest bei einem Mädchen wesentlich deutlicher sanktioniert als bei einem Jungen. Jungen werden für leises Verhalten durch Nichtbeachten bestraft und in ihrem heftigeren Auftreten durch größere Toleranz bestraft. Mädchen werden hingegen in den leisen Tönen bestärkt und für die lauten Töne bestraft. Auch die Lenkung der Kinder ist geschlechtsspezifisch. Die Anleitung der Mädchen, sich auf eine bestimmte Art zu verhalten, erfolgt meist direkt, indem sie präzisere Signale, die die Bewertung ihres Tuns betreffen, erhalten. Jungen müssen dagegen eher selbst herausfinden, „was sie eigentlich wollen und was sie *nicht* dürfen“ (Johnen 1994, S. 93). Eine konkrete Bestärkung erfolgt viel seltener. Dies führt zwar ein äußerlich autonomes Verhalten herbei, doch innerlich entsteht keine wirkliche Autonomie, denn das „Laute und Wilde, das leichtfertig zur typischen Geschlechterdifferenz erklärt wird“ (ebd., S. 93.), stellt den letzten Versuch dar, doch noch Gehör zu finden. Doch das „Bedürfnis nach Nähe, nach Streicheln, nach Wärme und Geborgenheit“ (ebd., S. 93) eines Jungen unterscheidet sich nicht von den Bedürfnissen eines Mädchens.

Jungen und Mädchen erfahren auch Gewalt unterschiedlich (vgl. Halbright 1995., S. 195). Die Lebenserfahrungen von Jungen werden durch Schläge und Mißhandlungen wesentlich mehr geprägt als die von Mädchen. Aufgrund der Mißhandlung durch den Vater wird dem Jungen ein „Rollenmodell männlich-aggressiven Verhaltens“ vermittelt. Des weiteren hat die übersteigerte männliche Aggression den Zweck, Ängste vor dem Vater sowie ödipale „Kastrationsängste“ abzuwehren. In diesem Fall „besteht eine gewisse Disposition, Frauen später als Objekte der Demonstration von Männlichkeit zu instrumentalisieren“ (Harten 1995, S. 161.). Erfolgt die Mißhandlung durch die Mutter, kann dies ebenfalls zu übersteigert männlicher Aggressivität sowie zu Haß auf Frauen führen. Die Folge kann später die Rache des Mannes als Täter an Frauen für die erlittenen Demütigungen in seiner Kindheit sein.

Wichtig ist auch, daß Mißhandlungen durch die Mutter von Kindern als gravierender, und zwar als emotionale Vernachlässigung und Ablehnung, erlebt werden als Mißhandlungen durch den Vater. Dies liegt darin begründet, daß der Vater kulturell für die Durchsetzung der Normen und Regeln zuständig ist und somit von ihm Strafverhalten eher erwartet wird als von der Mutter, der kulturell gesehen, eher die emotionale Zuwendung zugeschrieben wird (vgl. ebd., S. 162.).

Daß Jungen deutlich öfter geschlagen werden als Mädchen liegt daran, daß das Einsetzen physischer Strafmittel zur Durchsetzung der Erwartungen der Eltern eher den Vorstellungen von männlicher Erziehung entspricht, während solche Strafen bei Mädchen als schwerwiegender angesehen werden. In den Menschen besteht die Vorstellung, Jungen könne mehr zugemutet werden als Mädchen, die für zarter und gefälliger gehalten werden. Bei Jungen wird auch mehr darauf geachtet, daß sie sich ihrer Geschlechterrolle gemäß verhalten. Dadurch wird nach Harten „eine frühe Grundlage für eine Sozialisation zur 'Täterrolle' gelegt“ (ebd., S. 162).

#### **0.0.0.0 Erfahrungen mit Peers**

Haben die Eltern die Schwierigkeiten ihres Sohnes mit dem männlichen Rollenbild und dem anderen Geschlecht registriert, stützen sie sich auf die Hoffnung, daß die Gesellschaft die Defizite wieder ausgleichen würde und glauben, daß der Junge mit einer gleichaltrigen Partnerin neue Erfahrungen sammeln sowie andere Wege zu sich

selbst und dem anderen Geschlecht finden würde, wenn er genügend Freiheit habe. Diese Argumente beruhen darauf, daß „in unserer Gesellschaft die Kinder die Möglichkeit besitzen 'nachzureifen'“ (Johnen 1994, S. 97). Doch die formende Kraft der Peers ist sehr zweifelhaft, da Peers „keine neuen Experimentierfelder für bisher unbekanntes Sozialverhalten“ (ebd., S. 98) bieten. Gleichaltrige Jugendliche schließen sich nach schon bestehenden Lebensauffassungen zusammen. Es ist für einen Jugendlichen auch nicht ohne weiteres möglich, von einer in eine andere Gruppe zu wechseln. „Die Rollenmuster bleiben, Verletzlichkeit wird ausgesperrt, Coolsein ist angesagt“ (ebd., S. 98).

Mädchen haben es in der Beziehung einfacher, da es ihnen untereinander leichter fällt, sich gegenseitig kennenzulernen sowie miteinander vertraut zu werden. Männliche Jugendliche dagegen festigen die „kumpelhafte“ Verbindung und tauschen sich nicht über tiefsitzende Schwierigkeiten aus. Ihre Interaktion ist durch Rangeleien, die halb spaßig und halb ernst sind sowie durch Mutproben bestimmt (vgl. ebd., S. 98).

## **0.0 Die Geschlechterrollen aus Sicht der heutigen Gesellschaft**

„Das Wissen um die Geschlechterungleichheit ist eines der tragenden Elemente aller gesellschaftlichen Arrangements in modernen Industriestaaten, und es sind die Frauen, die kollektiv gesehen den statusniedrigeren Part übernehmen“ (Vogt 1993, S. 11). Dies wird in vielen Bereichen sehr deutlich. Die Lebenschancen von Frauen und Mädchen sind weit schlechter als die von Jungen und Männern (vgl. ebd., S. 11).

Frauen werden dazu erzogen, „Männern gegenüber die Rolle der Nähesuchenden und der 'Unterfunktionierenden' einzunehmen, außer in den Bereichen Haushalt, Kindererziehung und 'Gefühlsarbeit, wo sie mit Besessenheit ' überfunktionieren“ (Goldhor-Lerner 1990, S. 180). Männer ziehen sich dagegen eher in Spannungssituationen aus der Beziehung zurück, was gesellschaftlich mit Nachsicht behandelt oder sogar belohnt wird.

Die unterlegene Rolle der Frau ist ein festgeschriebenes Kulturmuster, welches die gesellschaftliche Definition von Weiblichkeit bestimmt und das Dominieren des männlichen Bewußtseins in unserer Gesellschaft zeigt. Auch wenn einige Frauen ausbrechen oder gar die Verhältnisse umkehren. „Sie werden bewußt dazu erzogen, alle jene Qualitäten und Eigenschaften zu entwickeln, die Männer in sich selbst fürchten und die ihnen als 'schwach' erscheinen“ (ebd., S. 25). Gesellschaftliche Übereinkünfte und Verbote sollen die Frauen davon abhalten, mit Männern zu konkurrieren. „Frauen dürfen ihre Stärke nicht zeigen, denn dann fühlen die Männer sich bedroht und werden schwach“ (ebd., S. 25).

### **0.0.0 Was ist weiblich, was ist männlich?**

Das charakteristische Kriterium für Weiblichkeit ist nach wie vor, daß man den Frauen die Mutterrolle zuschreibt, unabhängig davon, ob sie Kinder haben bzw. haben wollen oder nicht. Dieses Kriterium beinhaltet: „immer zur Verfügung stehen, verständnisvoll sein, für andere sorgen, alles verzeihen, die eigenen Interessen hinten anstellen, für eine angenehme Atmosphäre sorgen“ (Faulstich-Wieland 1999, S. 47). Frauen weist man eine größere Gefühlsnähe zu. Sie gelten als empfindsam oder hysterisch. Ihnen wird auch nachgesagt, gefühlvoller und sensibler zu sein sowie eine größere Nähe zu menschlichen, mitfühlenden Regungen zu haben (vgl. Johnen 1994, S. 204).

Drei weitere Merkmale stellen die Hausarbeit, die körperliche Attraktivität sowie die geistige Leistungsfähigkeit dar. Da Hausarbeit aber unsichtbar ist, wird sie unterschätzt und nicht genügend gewürdigt. Damit sich die Männer an den Frauen erfreuen können, sollen sie attraktiv und demzufolge den jeweiligen Figur- und Modeidealen entsprechen. In Bezug zur geistigen Leistungsfähigkeit sollen Frauen kompetente Gesprächspartnerinnen sein, allerdings nur im Sinne von Unterstützung und Hilfeleistung (vgl. Faulstich-Wieland 1999, S. 47 f.).

Frauen sorgen sich auch übertrieben um ihr äußeres Erscheinungsbild, betreiben eine übertriebene Körperpflege und zwanghafte Selbstdarstellung ihres Körpers. Dadurch erhöhen sie ihren Wert im Konkurrieren um die Männer (vgl. Harten 1995, S. 171).

Harten beschreibt die Rollenverteilung zwischen den beiden Geschlechtern folgendermaßen:

„Zur männlichen Geschlechtsrolle gehört es, aktiv, initiativ und begehrend zu sein, Frauen zu erobern und von ihnen sexuelle 'Belohnung' und Bestätigung zu erhalten; Frauen lernen eher, sich passiv zu verhalten, nicht selbst ein Begehren zu zeigen, sondern erregend zu sein und Bestätigung aus dem Gefühl der Attraktivität zu beziehen. Dies ist das schlichte, aber immer noch weit verbreitete Grundmuster des Geschlechterverhältnisses in einer Kultur der männlichen Dominanz ...“ (ebd., S. 160).

Männer sind für die Außenwelt zuständig. Sie sollen die materielle Reproduktion der Familie sichern, politische und gesellschaftliche Konflikte regeln, das Territorium verteidigen usw. Dies hat Selbstbehauptungsstrategien, Widerstands- und Durchsetzungsfähigkeit zur Grundlage. „Für die männliche Sozialisation ist die Verknüpfung von Autonomieanforderungen mit dem Aufbau von Widerstandsfähigkeit charakteristisch“ (ebd., S. 159). Deshalb müssen Männer schon früh eine gewisse Härte sowohl gegenüber den eigenen Gefühlen als auch gegenüber denen anderer entwickeln, was bis zur Rücksichtslosigkeit führen kann. Im Gegensatz zur weiblichen sind für die Entwicklung von Autonomie in der männlichen Sozialisation „der Aufbau einer emotionalen Distanz, eine stärkere Außen- und 'peer'-Orientierung“ (ebd., S. 159) Voraussetzung.

Nach Lothar Böhnisch und Reinhard Winter wäre aber erwiesen, daß Männer auch weibliche Anteile, wie Fürsorge und Empathie besitzen, die sie allerdings aufgrund der frühen Funktionsdifferenzierung aufgeben mußten, um Platz für Kampf und verteidigende Gewalt zu schaffen. Je mehr sich Kampf und Gewalt wegen kulturgeschichtlicher Ritualisierungen manifestierten, desto eher definierte man sie als männliche Eigenschaften (vgl. Böhnisch / Winter 1993, S. 25).

### **0.0.0 Chancenungleichheit auf dem Arbeitsmarkt**

Der Arbeitsmarkt wird in produktive Arbeit sowie Reproduktionsarbeit unterteilt, die eine ungleiche Bewertung erfahren. Dabei bedeutet produktive Arbeit die Erwerbsarbeit und hat ökonomischen Wert, während Reproduktionsarbeit mit der Haus- und Erziehungsarbeit gleichgesetzt wird und keinen ökonomischen Wert besitzt. Aus

diesem Grund wird die Reproduktionsarbeit nicht in Arbeitsmarkttheorien sowie in der Berechnung des Bruttosozialproduktes berücksichtigt. Sie wird nicht als Arbeit, für die man Geld fordern kann, bezeichnet, sondern als Zuarbeit oder Freizeitbeschäftigung. Demzufolge sind diese Arbeitskräfte die Abhängigen, denen nur ein Haushaltsgeld, aber kein Lohn zusteht. Da die Reproduktionsarbeit den Frauen zugewiesen wird, führt dies zu deren massiven Benachteiligung (vgl. Vogt 1993, S. 11 f.).

Die Teilnahme der Frauen an öffentlichen Gruppen hat einen widersprüchlichen Charakter. Sie sind sehr oft halbtags berufstätig, so daß ihre Arbeit nur einen Zusatzverdienst darstellt. Außerdem befinden sie sich am Rand der Berufswelt und verlassen sie zeitweise, beispielsweise nach der Geburt eines Kindes. Frauen werden aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen, in umgrenzte Bereiche eingeschlossen und zu bestimmten Funktionen zugewiesen. Die als Beweis für Fortschritt und Veränderung immer wieder angeführte quantitative Zunahme von Frauen am Arbeitsmarkt dient nur der Verfestigung der ungleichen Arbeitsteilung (Bernard / Schlaffer 1978, S. 154 f.). Der Mann ist für den Bereich der Öffentlichkeit zuständig, die Frau für das Private, die Familie. Dies ist das Resultat der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. „Dabei ist nicht ausschlaggebend, daß Frauen heute auch *erwerbstätig* sind, sondern daß Frauen heute *auch* erwerbstätig sind, ebenso wie Männer sich heute neben ihrer Erwerbsarbeit *auch* um ihre Kinder kümmern“ (Gräbel 1999, S. 43). Frauen leisten verlängerte Haus- und Familienarbeit als Lehrerin, Krankenschwester, Sekretärin usw., vorwiegend in abgetrennten Frauengruppen und befinden sich dabei meist unter der Kontrolle männlicher Vorgesetzter. Sie sind im politischen und wissenschaftlichen Leben Ausnahmerecheinungen. „Diese Ausgrenzung der Frau aus der sozialen Öffentlichkeit (...) vollzieht sich in verschiedenen Etappen und Graden“ (Bernard / Schlaffer 1978, S. 160). Mädchen erfahren mit zunehmendem Alter Verhaltensanforderungen und Gefahren, denen sie wegen ihrem Geschlecht unterworfen bzw. ausgesetzt sind und die von ihnen eine Einschränkung ihres Aktionskreises sowie ihrer Bewegungsfreiheit verlangen.

Die Frau ordnet sich dem Mann und der Familie unter. Dabei sieht sie sich aber als „zentrale und tragende Figur“ und empfindet sich „als minderwertig und zugleich überlegen“ (ebd., S. 148). Sie muß sich nur in allem auf den Mann einstellen, nie

grundsätzlich widersprechen sowie ihn bestätigen und bewundern, damit er sich wichtig, geliebt und unkritisch akzeptiert fühlt. Der Mann ist in diesem Bereich von ihr abhängig, sie ist es wiederum von ihm im materiellen Bereich. „Der Lohn für diese Fügsamkeit ist das Wohlwollen des Mannes und die materielle Versorgung; ein Tausch“ (ebd., S. 149).

### **0.0.0 Sexualität**

Durch die Sozialisation der Frauen zu Furcht, Vorsicht und Mißtrauen sind Frauen verletzbar und kontrollierbar. Des weiteren führt ihre Sozialisation zu einer größeren Hemmung im Bereich der Sexualität, so daß „Frauen Sexualität mehr an die Qualität von Beziehungen binden, in denen sich auf der Basis gemeinsam geteilter Gefühle Vertrauen entwickeln kann“ (Harten 1995, S. 169). Dadurch werden sie befähigt, ihre gesellschaftlich erwartete Rolle einer „Kontrollleurin‘ der (männlichen) Sexualität wahrzunehmen“ (ebd., S. 169). In dieser Rolle sollen sie die Grenzen setzen sowie die Verantwortung für das Gelingen der Beziehung übernehmen. Es wird verlangt, daß Frauen ihre eigenen Bedürfnisse und Empfindungen zurücksetzen, um sich für das Wohlergehen des Mannes und die Erhaltung der Stabilität der Familie aufzuopfern. Das gilt ebenfalls für den Bereich des Sexuallebens. Sie müssen sich auch ihrem Mann widmen und „ihn nach dem Konkurrenzkampf, der Härte und Entfremdung des Tages wiederbeleben“ (Bernard / Schlaffer 1978, S. 147). Darauf ist „das größere Einfühlungsvermögen und die größere Kompetenz für Interaktionen im sozialen ‚Nahraum‘“ (ebd., S. 147) zurückzuführen.

„Frauen tendieren weniger als Männer zur Sexualisierung von Gefühlen und Interaktionen“ (ebd., S. 147). Dadurch neigen sie weniger dazu, Sexualität vom Gefühl gemeinsam geteilter Intimität abzuspalten und das Sexuelle zu verdinglichen. Außerdem sind sie in der Sexualität weniger erfolgs- und leistungsorientiert und tendieren weniger zu „neurotischem oder perversen Sexualverhalten“ (ebd., S. 147). Allerdings werden Frauen dadurch in ihrer sexuellen Expressivität gehemmt. Deshalb beinhaltet die männliche Rolle, die Frau dabei zu unterstützen, ihre Hemmungen sowie Angst- und Schuldbedürfnisse zu überwinden.

Frauen besitzen aber auch eine Verführungsmacht, indem sie Männer erregen und in ihnen physiologische Veränderungen auslösen können, die nicht durch den männlichen Willen steuerbar sind, weshalb dies von Frauen als Ausdruck einer weiblichen Macht, von Männern währenddessen als Bedrohung der männlichen Autonomie wahrgenommen werden kann.

Sexualisierung der Gefühle und des Verhaltens gibt es auch bei Frauen, wenn auch bedeutend weniger ausgeprägt als bei Männern. Allerdings hat die Sexualisierung bei Männern und Frauen unterschiedliche Bedeutungen. Während die weibliche Sexualisierung auf die Erregung des Mannes abzielt, um Zuwendung zu erhalten, richtet sich die männliche Sexualisierung auf die eigene Erregung, um Bestätigung zu erlangen.

Anstatt aus der Umsetzung ihrer Wünsche in Erfolge, Leistungen sowie sexuelle Eroberungen beziehen Frauen ihr sexuelles Selbstwertgefühl eher daraus, attraktiv und begehrt zu sein. Deshalb sind die weiblichen Tendenzen zur Sexualisierung weniger mit Aggressionen und Gewalt verbunden, wie das bei Männern eher der Fall ist (vgl. ebd., S. 170 f.).

#### **4.0.0 Das männliche Dilemma**

Männer besitzen zwar eine äußere Macht, innerlich sind sie jedoch ohnmächtig. Hollstein bezeichnet dies als das „männliche Dilemma“ (Hollstein 1999, S. 33). Frauen neiden ihnen den Erfolg, sehen bei diesem aber nur den äußeren Schein. Sie nehmen aber nicht „das innere Unglück, die verdrängten Gefühle, die Verklemmtheit, die verkorksten Sehnsüchte“ (ebd., S. 33) usw. wahr. Weiterhin registrieren Frauen nicht, daß nur eine kleine Minderheit der Männer äußerlich erfolgreich ist, während die Mehrheit auf der Karriereleiter sehr weit unten stecken bleibt. Trotzdem messen auch sie sich sowie ihr Leben an dem männlichen Rollenbild, demzufolge an Erfolg, Macht und Leistung. Außerdem werden sie von ihren Mitmenschen ebenfalls daran beurteilt (vgl. ebd., S. 33 f.).

### **1.0.0.0 Die sechs großen Problemgebiete**

Walter Hollstein betont ferner, daß für Männer sechs große Problemgebiete existieren, die sich grundsätzlich auf die Angst vor dem Weiblichen zurückführen lassen.

#### **Eingeschränktes Gefühlsleben**

Männern fällt es schwer, sich emotional frei und offen auszudrücken. Auch anderen Menschen gestehen sie aus eigener Angst diese Fähigkeit nicht zu. Aufgrund dessen geben sie ihre emotionale Kontrolle nicht auf und schrecken vor neuen Erfahrungen zurück. Daraus folgen Verärgerung, Frustration sowie Wut, die sich auch oft in Aggressivität und Gewalt entladen.

Gefühle nach außen hin zu zeigen, wird als weiblich bezeichnet. Männer befürchten deshalb, man könne denken, ihre Männlichkeit wäre nur zu gering entwickelt. Demzufolge ziehen sie es vor, sich zu verschließen und werden „zum Einzelkämpfer, zur Charaktermaske“ (Hollstein 1999, S. 41).

#### **Homophobie**

Homophobie bezeichnet die Angst des Mannes vor der Nähe zu anderen Männern und damit die Abwehr von Homosexualität. Männer fürchten, wenn sie für weich und weiblich gehalten, auch als schwul abgestempelt zu werden. Dies verstärkt ein autoritäres sowie intolerantes Verhalten.

#### **Kontroll-, Macht- und Wettbewerbszwänge**

Diese Zwänge bewirken, daß Jungen früh lernen, ihren Selbstwert über Konkurrenz, Erfolg sowie Dominanz zu bestimmen. Niederlagen stellen eine „Entmännlichung“ dar.

## **Gehemmtes sexuelles und affektives Verhalten**

Die eigene Sexualität wird von Zärtlichkeit und Gefühlen abgespalten, so daß Männer Sexualität unter den Aspekten Leistung und Dominanz leben.

## **Sucht nach Leistung und Erfolg**

Das ständig neue Erfahrbarmachen und Messen des eigenen Mannseins, das heißt, die Bestimmung des Selbstwertgefühls, des eigenen Glücks und des Lebenssinns über Arbeit sowie deren Gratifikation, sehen Männer als zwanghaft notwendig an. Dadurch haben sie nur wenig Zeit und Energie für Vergnügen, Spaß, Entspannung und Freizeit. Weiterhin bewirkt dieser Aspekt die emotionale Entfernung des Mannes von Frau und Kindern, weil er die meiste Zeit und Kraft für die Arbeit aufwendet (vgl. ebd., S. 41 ff.).

## **Unsorgsame Gesundheitspflege**

Männer entspannen sich nur unzureichend, betätigen sich sportlich zu wenig, mißachten körperliche Warnsignale und gehen zu selten zum Arzt. Die Sorge um das leibliche Wohl wird mit weiblich gleichgesetzt und damit „belächelt und abgetan“ (ebd., S. 43). Die Folge: Männer sind im Durchschnitt kränker als Frauen und sterben früher (vgl. ebd., S. 43).

### **0.0.0.0 Verdrängungsstrategien und Rationalisierungen**

Einer großen Mehrheit von Männern fällt es immer noch äußerst schwer, sich in Bezug auf ihre innere und äußere Verfassung zu reflektieren und mit sich selbst auseinanderzusetzen. Statt dessen weisen sie ein Repertoire an Verdrängungsstrategien und Rationalisierungen auf.

Wegen den gesellschaftlichen Erwartungen ihres Verhaltens als Mann sind sie nur sehr schwer oder gar nicht fähig ein Problem einzugestehen und um Hilfe zu bitten. Sie sind davon überzeugt, in keine eigene Krisensituationen geraten zu dürfen oder diese gar offen einzugestehen. Aufgrund dessen bagatellisieren sie zuerst ihre mani-

festen Schwierigkeiten. Die Angst, man könne sie für schwach halten, ist zu groß. Außerdem werden ihre eigenen Probleme, bevor Männer sie anerkennen können, von ihnen auf andere projiziert. Sie sind nur wenig zur Entwicklung von Mut, Phantasie sowie Veränderungswillen in der Lage, da sie sich dafür zu stark in sozialen Situationen und Sachzwängen eingebunden sehen. Haben sie einmal ein Problem erkannt, muß es schnell lösbar sein. Männer erklären sich nur bereit, sich auf sich sowie die Ursachen ihrer Problemsituation einzulassen nach Überwindung heftigster Widerstände.

Dies bedeutet, daß die meisten Männer es nicht zulassen zu können, mit ihren Rollen Schwierigkeiten zu haben, weil sie in diese Rollen noch zu sehr eingebunden sind (vgl. Hollstein 1999, S. 45 f.).

### **3.0.0.0 Das Bild der Männlichkeitsmaschine**

Männlichkeit bedeutet einen Verzicht auf weibliche Eigenschaften und verlangt demzufolge, was gesellschaftlich als nicht weiblich gilt. Der Mann ist eine „Männlichkeitsmaschine“ und damit ausschließlich funktional. Das, was man von ihm erwartet, macht er. In diesem Sinne stellt er ständig seine persönlichen Bedürfnisse hinter öffentliche Notwendigkeiten. Diese Maschine ist auf konsequentes Arbeiten, effizientes Erbringen von Leistung, Überwinden von objektiven Schwierigkeiten, Lösen aller Probleme und vieles andere mehr programmiert. Niederlagen sind nicht erlaubt, denn das Ziel ist der Sieg (vgl. Hollstein 1999, S. 68 f.).

Frauen erklären zwar, daß sie keine Machos, sondern weiche Männer bevorzugen, aber die Realität sieht anders aus, weil es nur teilweise vorhanden ist. Bleibt der Erfolg aus der Außenwelt aus, droht der Statusverlust oder wird der Mann zum Hausmann, verlieren Frauen den Respekt. Das gleiche gilt für die Sexualität. Dort wird er schnell als „Zauderer und Langweiler“ titulierte, wenn er nicht mehr so schnell zupackt (vgl. ebd., S. 133).

## 3.0 Der Wandel der Geschlechterverhältnisse

### 0.0.0 Die Macht der Männer gerät ins Wanken

„Männer leben in einem großen Käfig. Ihre männlichen Normen und ihr Machtanspruch sind die Gitterstäbe. Dieser von ihnen selbst und der Gesellschaft gebaute Käfig schränkt stärker ein, als sie es sich träumen lassen. Ihre Not mit der Macht steht dabei im Vordergrund. Machtstreben ist ein Grundstein für die Angst der Männer“ (Johnen 1994, S. 179).

Wer Macht besitzt, muß gleichzeitig immer fürchten, sie zu verlieren. So ergeht es den Männern der heutigen Gesellschaft. Sie haben Angst, sie könnten ihre Vormachtstellung an die Frauen verlieren. Wilhelm Johnen formuliert die Frage: „Wieviel Angst haben Mächtige?“, in dem Falle die Männer. Seine Antwort lautet: „es geht ihnen schlecht! (...) Mächtige begehen emotionalen Selbstmord“ (ebd., S. 181).

Menschen, die Macht ausüben sind zwar durch ihre „Rauschgefühle“ auf ihre Art glücklich, aber die Einsamkeit wird zum festen Bestandteil der Macht, da Macht nicht in der Gruppe, sondern allein vollzogen wird und somit eine individuelle Erfahrung ist (vgl. ebd., S. 182).

Sehr langsam aber dennoch sicher vollzieht sich der Wandel der Geschlechterverhältnisse. In der Vergangenheit entschieden die Männer in allen politischen, sozialen und familiären Fragen allein. Diese Vormacht in Gesellschaft und Familie festigten sie durch Gewalt. Heute wird die Alleinherrschaft der Männer deutlich in Frage gestellt (vgl. ebd., S. 193). Frauen verlangen zunehmend, die gleichen Rechte zu bekommen wie die Männer. Freiwillig wollen Männer ihre Vormachtstellung und ihre Privilegien zwar nicht aufgeben, allerdings trauen sich die meisten männlichen Mitglieder der Gesellschaft auch nicht, öffentlich Kritik zum Aufbegehren der Frauen zu äußern, um nicht als „Schovinist“, „Frauenfeind“, „Unterdrücker“ oder ähnliches zu gelten. Denn dann würden sie die Sanktion der Gesellschaft erfahren. Der Wandel wird eher durch die Struktur der Gesellschaft erschwert, indem Frauen beispielsweise auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt sind.

Doch Frauen stellen für die Männer einen „Angstfaktor“ dar. Ihre Erziehung vollzieht sich weniger leistungsorientiert, wodurch sie freier sind. Der Überlebenskampf

findet heute nur noch in den Köpfen der Männer statt, Frauen sind dabei weniger integriert. „Sie haben – unter einem bestimmten Blickwinkel – Vorteile gegenüber Männern“ (ebd., S. 37). In der Gesellschaft wird immer weniger offene Gewalt gegen Frauen akzeptiert. Dies hat die Bedrohung der Frauen vermindert (auch wenn es natürlich bei weitem noch nicht genügt!), was sie trotz allem dafür genutzt haben, ihre Rechte offensiver zu fordern. Diese geringe Abnahme der Bedrohung war ausreichend, die Rolle sowie die soziale Benachteiligung von Frauen neu zu definieren. Sie wollen in den Bereichen Gesellschaft und Familie genau wie Männer Einfluß und Macht besitzen und eigene Interessen durchsetzen.

Die Gleichberechtigung von Frauen und Männern setzt sich zunehmend trotz des langsamen, im Schneckentempo verlaufenden Voranschreitens durch. Frauen schaffen sich neue Freiräume und haben begonnen, auch auf dem Arbeitsmarkt höhere Positionen einzunehmen. Auf Managerposten und im politischen Bereich findet man heute zwar nur sehr wenige Frauen (dieses Mißverhältnis der Geschlechter nimmt noch mit zunehmender Hierarchie zu), aber auch das wird sich ändern. Der kooperative Manager, der „die sozialen weiblichen Eigenschaften mit den kämpferischen, bissigeren männlichen verbinden“ (ebd., S. 38) soll, ist mehr und mehr gefragt. Die männlichen Kollegen passen sich daran an.

Natürlich wird von Männern versucht, diese Entwicklung aufzuhalten. Sie geben ihre jahrtausendealten Privilegien nicht einfach kampflos auf, sondern wehren sich. Mittel wie Drohen, Stärke zeigen oder Druck ausüben werden dabei eingesetzt. Doch die Frauen haben die Bedingungen verändert und ihre Chancen schon lange erkannt, so daß sie zunehmend gelassener reagieren und weniger Respekt zeigen. Sie lassen sich nicht mehr so leicht einschüchtern, die Ächtung von Gewalt ist in vielen Köpfen von Männern fest verankert. Des weiteren besteht für Frauen in der Ehe immer die Möglichkeit einer Scheidung. Der Scheidungsprozeß hat sich in den letzten Jahrzehnten weitgehend vereinfacht und sich rechtstechnisch für Frauen günstig entwickelt. Allein zu leben erschreckt in der heutigen Zeit immer weniger. Dies zeigen auch die Scheidungszahlen. Immer mehr Frauen und Männer wählen diesen Weg (vgl. ebd., S. 38 f.).

## 0.0.0 Neue Rollen

„Unterdrücker sein oder unterdrückt werden. Damit waren Männerrollen weitgehend beschrieben. Alle Abweichungen galten als schwach, unmännlich oder einfach weiblich. Buntes, Verspieltes, Zärtliches, Weiches, Liebevolltes, Trauriges, Gefühlvolles oder Ausgleichendes hatte mit der früheren Männerwelt nichts zu tun“ (Johnen 1994, S. 196).

Vermutlich haben die Erkenntnisse der Frauenforschung sowie die heftigen Diskussionen um die Geschlechterhierarchie und die Benachteiligung der Frauen und Mädchen ein neues Selbstbewußtsein bei jungen Frauen bewirkt (vgl. Faulstich-Wieland 1999, S. 62).

Die Gesellschaft entwickelt sich immer liberaler und freizügiger. Das hat zur Folge, daß die Rollen, die von Menschen eingenommen werden bzw. eingenommen werden können, immer vielfältiger und wechselhafter werden. Den Männern, die vorwiegend die Mächtigen verkörpern, wird dadurch nicht nur ihre Macht beschnitten, sondern sie geraten auch in das Dilemma, andere Rollen spielen zu müssen, was sie erheblich verunsichert. Waren sie es doch erst gewohnt, zu dominieren und unwidersprochen zu bestimmen, so müssen sie nun Erklärungen und Argumente benutzen, um die eigenen Vorstellungen durchzusetzen sowie Absprachen treffen und Kompromisse eingehen, was erheblich schwerer ist, als einfach zu bestimmen. Diese Rollenunsicherheit resultiert aus der fehlenden Routine und der fehlenden Erfahrung im plötzlichen Zwang zur Flexibilität, Rollen auszufüllen, die bisher unbekannt waren, weil für sie kein Bedarf bestand.

Nach Wilhelm Johnen schwächen folgende gesellschaftliche Veränderungen im Bereich des Alltäglichen die Position von Männern:

- Männer verlieren die Rolle des alleinigen Ernährers
- Männerberufe werden zunehmend auch von Frauen ergriffen
- Frauenrechte werden zu unüberhörbaren Forderungen
- Ungleichgewichte werden angeprangert – mit Konsequenzen. Die Quotendiskussion hat erste Erfolge
- Das Namensrecht erhält keinen Männervorteil mehr
- Die Förderung und Unterstützung der Berufstätigkeit von Müttern ist gesellschaftliches und politisches Thema geworden

- Frauen gehen allein in Kneipen
- Frauen fahren allein in Urlaub
- Frauen treten in eigenen Gruppen auf
- Frauen machen Karriere
- Frauen sorgen für sich selbst
- Frauen leben selbstbewußt allein“ (Johnen 1994, S. 197).

Männer haben nun nicht mehr „als Beschützer, Ernährer, Vorgesetzter, Vertreter oder Kneipengänger Alleinvertretungsanspruch“ (ebd., S. 198).

Frauen und Mädchen haben heute die Möglichkeit, sich mit mehreren Rollenbildern auseinanderzusetzen. Im Gegensatz zu den Jungen und Männern werden sie nicht nur mit der traditionellen Frauenrolle konfrontiert, sondern auch mit anderen, modernen Frauenrollen, so daß sie auf verschiedene weibliche Alltagsbilder zurückgreifen können. Sie können „sich am Modell des 'doppelten' Lebenslaufs orientieren“ (Böhnisch / Winter 1993, S. 113), welches Familie und Beruf gleichermaßen Bedeutung zukommen läßt. Die Vereinbarkeit dieser beiden Aspekte wird gesellschaftlich diskutiert, dieses Modell umsetzende Einrichtungen werden gefördert (vgl. ebd., S. 113).

### **0.0.0 Die Verschiebung männlicher Werte**

Eine solche Verschiebung männlicher Werte zeigt sich u. a. in einem neuen Stil sozialen Umgangs. Es findet ein offenerer Austausch von Empfindungen statt. Die Männer sind eher zur Toleranz von anderen Meinungen bereit (vgl. Johnen 1994, S. 198).

Lange Zeit waren Tränen von Männern ein Tabu. Erlaubt waren sie höchstens im Todesfall eines nahestehenden Menschen. Heute wird einem Mann schon eher das Zugeständnis eingeräumt, öffentlich zu weinen, ohne das Gesicht zu verlieren.

Solange die Männer die Frauen für eine Bedrohung ihrer Vormacht halten, werden sie die Frauen auch weiterhin fürchten. Doch eigentlich gibt es keinen Grund zur Furcht, denn der Grund liegt in ihrem Männerbild, welches sowohl Verletzliches und Empfindsames als auch Anlehnungsbedürfnis ausklammert. Um einen Ausweg aus dem Dilemma der Angst vor Frauen zu finden, müssen Männer beginnen, ihre Ge-

fühle wahrzunehmen und offen zu ihnen zu stehen. Nur dadurch können sie nach Wilhelm Johnen „ihre Form der Gleichberechtigung erreichen“ (ebd., S. 205).

Das alte Männerbild, welches auf Konflikt, Konfrontation, Überlegenheit, Unterwerfung, Unterordnung sowie Macht gerichtet war, ist längst überholt. Eine „weiche, eher matriarchalische gesellschaftliche Orientierung“ (ebd., S. 206) wäre ein neuer Weg. Männlichkeit wird neu bewertet werden. Männer müssen bereit sein, von Frauen zu lernen (vgl. ebd., S 206 f.).

# 3 Opfer von Gewalt

## 1.0 Die Frau als Opfer

### 1.0.0 Zunehmende Ächtung von Gewalt gegen Frauen

Anfang der siebziger Jahre begannen sich Feministinnen mit dem Ausmaß männlicher Gewalt sowie Herrschaft zu beschäftigen. Es entwickelte sich bald eine Frauenbewegung, die die Thematik Gewalt gegen Frauen untersuchte und publik machte, so daß das Tabu dieses Bereiches gebrochen wurde. Gewalt gegen Frauen bekam nun die Anerkennung zum wissenschaftlich relevanten Thema und erreichte das öffentliche Interesse (vgl. Henschel 1993, S. 161).

Die meisten Männer sind heute der Ansicht, die Gesellschaft sollte weitgehend gewaltfrei sein. Aber ihre Denk- und Verhaltensweisen sind außerdem ein Ergebnis ihrer Geschichte sowie der Geschichte ihrer männlichen Vorfahren. Vorstellungen von gewalttätiger Vormacht und Einfluß durch Gewalt befinden sich nach Wilhelm Johnen immer noch in ihren Köpfen. Es besteht eine „Doppelbödigkeit männlichen Gewaltverzichts“ (Johnen 1994, S. 194), was man im Umgang mit Partnerin und Kindern sehen kann. Auf der einen Seite sprechen sich Männer gegen Gewalt aus, auf der anderen Seite verlieren sie die Beherrschung im Umgang mit der Familie. Es werden versteckte Drohungen geäußert, wenn der Mann eine schnelle Anpassung an die Autorität verlangt. Aber Fehlverhalten gegen Frauen wird heute viel stärker und deutlicher durch die Gesellschaft sowie durch den Staat und die Rechtsprechung sanktioniert als vor zwei Jahrzehnten. Gewalt gegen Frauen wird zunehmend geächtet. Frauen finden beispielsweise Zufluchtsmöglichkeiten in Frauenhäusern, wo sie Hilfe erhalten können. Ihr Selbstbewußtsein ist ebenfalls gestiegen. Sie widersetzen sich und lassen sich weniger von Drohungen einschüchtern. Ferner finden sie heute häufiger sozialen Rückhalt in ihrem Umfeld (vgl. ebd., 194 f.).

## 2.0.0 Die Erziehung zum Opfer

Hannelore Faulstich-Wieland ist der Ansicht, daß vor allem die Frauen im Umgang zwischen den Geschlechtern das Risiko tragen, Opfer sexueller Gewalt zu werden (vgl. Faulstich-Wieland 1999, S. 48).

Laut Hans-Christian Harten entwickeln sie in ihrer Sozialisation auch weniger Ressourcen, sich zur Wehr zu setzen als Männer. Er begründet dies mit der geringen Förderung ihrer Aktivität sowie aggressiven Expressivität durch die Gesellschaft. Aggressionen werden bei ihnen durch das soziale Umfeld von frühester Kindheit an unterdrückt. Ihnen werden eher Furcht, Mißtrauen in bezug auf ihre sinnlichen und sexuellen Wünsche, Zurücknahme sowie passives Verhalten nahegelegt und gelehrt. Sie haben weniger Selbstvertrauen, was die eigenen Kräfte und Widerstandsfähigkeit betrifft. Die weibliche Erziehung ist nach Harten „auch eine Erziehung zum Opfer“ (Harten 1995, S. 169) wegen der Schaffung einer Disposition zur Hilflosigkeit und Viktimisierung (vgl. ebd., S. 169).

Aber Frauen sind nicht nur passive Opfer, sondern leisten ebenfalls ihren Beitrag durch ihr Verhalten zum Fortbestehen sexueller Gewaltverhältnisse sowie patriarchaler Werte. Frauen dulden oftmals aggressives und gewalttätiges Verhalten. Das heißt, „Frauen sind nicht nur Opfer, sondern auch selbstverantwortliche Individuen und sie tragen daher auch eine Mitverantwortung für ihre Viktimisierung“ (ebd., S. 172). Sie bleiben bei ihren gewalttätigen Männern bzw. kehren immer wieder zu ihnen zurück, was in dem spezifischen Selbstbild dieser Frauen begründet ist. Sie haben ein übersteigertes Bild von einer weiblichen Rolle (Selbstaufgabe und Opferbereitschaft), fühlen sich für die Erhaltung von Familie und Beziehung verantwortlich und würden bei einem gegenteiligen Handeln, welches dieser Rolle widersprechen würde, Schuldgefühle bekommen (vgl. ebd., S. 172).

Nicht nur Männer, sondern auch Mädchen und Frauen haben bestimmte Selbstbilder, Bilder von anderen sowie Bilder von Beziehungen verinnerlicht. Noch sehr lassen sich Frauen lieber führen, weil es ihnen einfacher erscheint und unterstützen dadurch das Patriarchat (vgl. Sielert 1999, S. 76). Frauen halten an ihrer Opferrolle fest, obwohl sie viel mächtiger sind, als sie zugeben wollen (vgl. Fischkurt 1998, S. 22).

## **2.0 Der Mann als Opfer**

Auch wenn in erster Linie von Gewalt von Männern gegen Frauen die Rede ist, gibt es männliche Opfer. Die Öffentlichkeit erfährt nur sehr selten von diesen Opfern, da es Männern um vieles schwerer als Frauen fällt, von erfahrener Gewalt zu berichten. Es paßt nicht in das Bild der männlichen Rolle. Doch schon vor Jahrhunderten gab es Fälle weiblicher Gewalt an Männern, von denen einige dokumentiert sind. Die Reaktionen der Bevölkerung z. B. im Mittelalter sind denen unserer Gesellschaft ähnlich: männliche Opfer waren dem Spott ausgesetzt.

### **1.0.0 Sanktionen im Mittelalter**

Im Mittelalter achtete man strikt auf das Bestehen des „Herrschaftsverhältnisses“ zwischen den Geschlechtern. Der Mann besaß die Autorität über seine Ehefrau, was die Autorität aller Männer über alle Frauen symbolisierte. Die Aufrechterhaltung dieses Geschlechterverhältnisses in der Ehe war deshalb keine Privatangelegenheit, sondern betraf die allgemeine Öffentlichkeit. „Der Mann hatte vielerorts die Pflicht, sein Recht als männliches Recht aufrechtzuerhalten“ (Bernard / Schläffer 1978, S. 20).

Die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, die die Unterordnung der Frau als Grundlage hatte, wurde beaufsichtigt sowie öffentlich sanktioniert. Doch auch zu dieser Zeit kam es vor, daß eine Frau ihren Mann schlug. War dies der Fall, so bedeutete das ein Verstoß gegen die gesamte Sozialstruktur (somit öffentliche Angelegenheit) und weniger gegen den Mann selbst. Nicht nur die Frau, sondern auch der Mann wurde bestraft. Man warf ihm vor, er habe seine Verantwortung für die Wahrung der Kontrolle vernachlässigt. Infolgedessen wurden beide Ehepartner in aller Öffentlichkeit bloßgestellt, indem man beispielsweise jeden von ihnen auf einen Esel setzte und dem gesamten Dorf vorführte, um zu demonstrieren, daß dies gegen jede Norm verstieß und die Männer die Vorherrschaft hätten (vgl. ebd., S. 21).

## 2.0.0 Weibliche Übergriffe auf Männer in unserer Gesellschaft

Auch heute werden Männer, die von ihrer Partnerin Gewalt erfahren, ausgelacht. Man spricht von Einzelfällen. Es wird davon ausgegangen, daß 95 Prozent der häuslichen Gewalt von Männern an ihrer Partnerin verübt wird. Aber weibliche Gewalt trifft mehr Männer, als allgemein angenommen wird. Das haben amerikanische Studien des National Institute of Justice und das Center for Disease Control herausgefunden. Sie ermittelten 1998, daß jedes Jahr in den USA 1,3 Millionen Frauen sowie 835.000 Männer Opfer häuslicher Gewalt werden. Demzufolge beträgt der Anteil männlicher Opfer 37 Prozent (vgl. Facts and Myths about Domestic Violence 2001).

Hans-Christian Harten beschäftigt sich in seinem Buch u. a. mit männlichen Opfern sexueller Übergriffe. Er vermutet, daß Männer im Gegensatz zu Frauen „offenbar nur sehr selten Opfer schwerer sexueller Aggressionen“ (Harten 1995, S. 67), sondern eher am Arbeitsplatz sexuell belästigt werden. Die Belästigungserfahrungen von Männern und Frauen unterscheiden sich, indem bei Frauen vorwiegend ältere, oft verheiratete Männer, die sich in höheren Macht- sowie Statuspositionen befinden, zudringlich werden und die Einschüchterung der Frau zum Ziel haben, während Männer eher von jüngeren, oft alleinstehenden Frauen, die untergeordnete Positionen und einen niedrigeren sozialen Status einnehmen, belästigt werden, weil sie als attraktiv angesehen werden.

Während Frauen häufiger reale oder angedrohte physische Gewalt erleben, werden Männer eher mit verbalem sowie psychischem Druck konfrontiert. Frauen drohen mit dem Ende der Beziehung oder anderen Konsequenzen, wenn der Mann nicht will, wie sie es verlangt. Doch der Beginn von psychologischem Druck ist Auslegungssache. Laut Harten scheint es sich bei Männern, wenn sie unter Druck geraten, darum zu handeln, „ihrer eigenen, internalisierten Geschlechtsrolle gerecht zu werden, obwohl sie eigentlich 'keine Lust haben'“ (ebd., S. 68). Sie wollen nicht als „Versager“ oder „'unmännlich'“ gelten, die Frau nicht enttäuschen und Schuldgefühle abwenden. Dies gehört aber seiner Ansicht nach „kaum in eine Phänomenologie der Gewalt und Aggression“ (ebd., S. 69). Man könne deshalb nur in Einzelfällen „von struktureller (oder gar direkter) Gewalt ausgehen“ (ebd., S. 69), beispielsweise

dort, wo eine Frau über reale Macht über den Mann verfügt wie die Ehefrau eines Chefs, die einem Angestellten ein Ultimatum stellt.

Ungewollter Sex soll bei Männern eine andere Bedeutung als bei Frauen haben, da sie unter, aus ihrer Männerrolle resultierenden, selbstgesetzten Zwängen stehen. „Nein“-sagen würde ihrem Männlichkeitsbild widersprechen, weshalb sie solche Situationen nicht so belastend empfinden wie Frauen. Harten meint, man kann sexuelle Gewalt nicht allein an ungewollten Handlungen festmachen, denn wer sich dennoch auf solche Handlungen ohne äußeren Zwang einläßt, trägt eine gewisse Mitverantwortung für die Situation. Ansonsten würde der Opferbegriff ausufern:

„Zwar sind Männer in einem *weiteren* Sinn Opfer struktureller Gewaltverhältnisse, weil sie Gefahr laufen, sich selbst zu stigmatisieren, wenn sie gewissen gesellschaftlich oder subkulturell erwarteten Rollenanforderungen in einer Beziehung oder bei einem 'date' nicht entsprechen, aber dies gilt natürlich in anderer Weise auch für Frauen und bietet noch keinen Anlaß, von einer spezifischen Gewalt von Frauen zu sprechen, der Männer zum Opfer fallen. Von einem ethischen Standpunkt aus beginnt Gewalt erst dort, wo jemand von einem anderen daran gehindert wird, sich einer Situation, die er nicht wünscht, zu entziehen, sei es durch Androhung empfindlicher materieller Nachteile im Kontext von Macht- und Abhängigkeitsstrukturen“ (ebd., S. 69).

Dagegen ist allerdings zu sagen, daß es keine eindeutige Definition von Gewalt gibt, sondern jeder empfindet sie individuell. Die Frauenbewegung faßt sehr viel als Gewalt gegen Frauen auf. Darunter wird auch immer die strukturelle Gewalt angeprangert. Warum wird dies bei Männern nicht getan? Auch sie sind Opfer struktureller Gewalt sowie ihrer eigenen Sozialisation. Weil sie sich nicht die Blöße geben wollen, lassen sich auch auf ungewollte Handlungen ein. Genau das macht sie doch ebenfalls zu Opfern.

Interessant ist, daß Männer, neben den gefürchteten gesellschaftlichen Sanktionen im Hinblick auf ihr Geschlecht, aus denselben Gründen wie Frauen in der Partnerschaft bleiben. Aspekte wie Gewalterfahrungen in der Herkunftsfamilie, seltene oder nur leichte Gewalttätigkeiten der Partnerin sowie mangelnde Alternativen zu der bestehenden Gewaltbeziehung veranlassen sie, nicht zu gehen. Weiterhin müßte ein Mann im Trennungsfall zwei Haushalte finanzieren, was sich viele nicht leisten können.

Väter wollen außerdem mit ihrem Verbleiben ihre Kinder schützen (vgl. Gemünden 1996, S. 13).

## 4 Die Täter

Wo Menschen zueinander in sozialen Beziehungen stehen (dazu zählt u. a. die Partnerschaft), kann es Probleme mit der Macht geben. Derjenige, der die Chance hat, gegen den anderen das durchzusetzen, was er will, hat in der sozialen Beziehung die Macht. Zwar herrscht in unserer patriarchalischen Gesellschaft das Bild des Mannes als Machthaber, aber das Machtverhältnis zwischen den Partnern kann auch umgedreht sein. Die Frau kann ebenso die Stärkere sein, die ihren Willen durchsetzt, wobei sie sogar ihre Schwächen als Machtmittel einsetzt (vgl. Gottschalch 1991, S. 47).

Doch die Täterschaft von Frauen will niemand wahrhaben. Kritische Fragen zur Weiblichkeit werden nicht gern gehört, sondern ignoriert und gelten als Ausdruck einer erneuten Unterwerfung der Frauen unter die Männer. Das hindert viele Menschen daran, eine gegenteilige Meinung offen zu äußern (vgl. Fischkurt 1998, S. 17).

### 0.0 Der Mann als Täter

#### 0.0.0 Gewalttätigkeit als Bestandteil der männlichen Rolle

Gewalttätige Muster aller Art werden in der Kulturgeschichte zumeist als Männermuster bezeichnet (vgl. Böhnisch / Winter 1993, S. 195). „Gewalttätigkeit gilt als Bestandteil der traditionellen männlichen Rolle“ (Bernard / Schlaffer 1978, S. 127). Daß Männer nur Täter sind, wird oft von Frauen auf Männer allgemein projiziert. Sie sind die Handelnden, nicht die Frauen (Böhnisch / Winter 1993, S. 147). Die feministische Diskussion stellte die These auf, „daß es nicht nur die Gewalttätigkeit einiger Männer ist, welche das Frausein bedrohen, sondern die patriarchalisch abgeleitete Potentialität 'des Mannes'. (...) Die Frauendefinition von Potentialität muß definitorisch zwangsläufig jeden Mann als möglichen Gewalttäter sehen“ (ebd., S. 211). Aber die Potentialität muß vom Mann als Wesen getrennt werden, da sie aus der Ideologie des Patriarchats entsprungen ist. Nicht jeder Mann ist automatisch ein Unterdrücker von Frauen (vgl. ebd., S. 211).

Männliche Gewalt findet nicht nur im öffentlichen sowie gesellschaftspolitischen Raum, sondern auch in der Familie statt. Sie hängt aber mit der Zuständigkeit des Mannes für die Außenwelt zusammen und ist sowohl Ausdruck als auch Folge von Belastung und Streß (z. B. im Zusammenhang mit Ohnmachtserfahrungen oder Scheitern). Der Familie, vor allem der Frau, obliegt traditionell die Aufgabe, solche Wunden zu heilen und den angerichteten Schaden zu reparieren. Ist sie damit überfordert oder versagt sie in dieser Funktion, besteht die Gefahr, daß der Streß, welcher nicht mehr aufgefangen werden kann, in der Familie durch Aggressivität oder Gewalttätigkeit abreagiert wird. Statuswidersprüche oder Rollendiskrepanzen zwischen Mann und Frau können dies beispielsweise auslösen. Unter Statuswidersprüchen ist zu verstehen, daß ein Mann beim Ausfüllen der männlichen Rolle versagt, diese aber gleichzeitig beansprucht. Das ist z. B. der Fall, wenn er in der Arbeitswelt scheitert und dennoch den Respekt verlangt, der nur durch seine Arbeit legitimiert wird. Bei Rollendiskrepanzen fühlt sich der Mann der Frau unterlegen und kann seine Macht innerhalb der Familie nur durch die Anwendung von Gewalt wiederherstellen und behaupten, weil er sich mit der traditionellen männlichen Rolle identifiziert (vgl. Harten 1995, S. 159 f.).

### **0.0.0 Verantwortlichkeit der Geschlechtshormone für Aggressivität**

„Männliche Geschlechtshormone können für Aggressivität mitverantwortlich sein, sind aber nicht deren alleinige Ursache“ (Vontobel 1995, S. 93). Die „männliche Aggression“ ist biologisch gesehen grundsätzlich konstruktiv und dient dadurch dem Zweck der Selbstbehauptung, Durchsetzung sowie Arterhaltung. Der Grund liegt in der Aufgabenteilung, die dem Mann den Bereich des „Verteidigers“, der Frau den der „Ernährerin“ und „Pflegerin“ zuweist.

Diese stärkere äußere Durchsetzungsfähigkeit, die von Natur aus durch Hormone konstruktiv ist, kann durch die Menschen in vielfacher Weise überhöht, umgeformt oder pervertiert werden. Dabei entstehen Leitbilder, wie der Actionheld, der Macho oder Softy usw., die das aktuelle Bild des Mannes symbolisieren. Die Definition des Männlichen geht entweder mehr in die konstruktive oder aber in die destruktive Richtung.

Soziokulturelle Zuschreibungen sowie deren soziale Geschlechterrollen sind in großem Umfang verantwortlich für die Polarisierung der Aggressivität. In unserer Gesellschaft wird Männlichkeit zu sehr mit destruktiver Aggression assoziiert. Frauen wären demzufolge weniger aggressiv als ihre männlichen Artgenossen. Darunter leiden heute viele Männer. Allerdings könnte der Wandel des Männlichkeitsbildes diese Situation in nächster Zeit ändern (vgl. ebd., S. 93 ff.).

## **2.0 Die Frau als Täterin**

Die „Reduktion gesellschaftlicher Prozesse auf biologische Strukturen (...) (ist nach Harten) ein kruder Rückfall des wissenschaftlichen Denkens“ (Harten 1995, S. 181). Es ist biologisch gesehen durchaus möglich, daß eine Frau einen Mann vergewaltigt. Des weiteren kann sie sich auch auf andere sexuelle Weise an ihm rächen, indem sie ihn bloßstellt, seelisch oder physisch verletzt oder sogar tötet. Die Frau hat prinzipiell dieselben psychologischen sowie physiologischen Waffen und Möglichkeiten wie ein Mann. In unserer Gesellschaft setzen Frauen sie zwar nicht ein, aber es kann nicht aus der Physiologie der Geschlechter begründet werden, sondern ist auf die jeweiligen historisch-gesellschaftlichen sowie kulturellen Verhältnisse zurückzuführen (vgl. ebd., S. 182).

In ganz frühen Kulturen wurde soziale Macht weder durch Kraft noch durch Macht erzielt, sondern man wählte andere Mittel. Kulthandlungen gründeten sich auf Fruchtbarkeitsrituale. Es etablierte sich eine teilweise matriarchalische Gesellschaft, das heißt eine Gesellschaft mit matriarchalischer Orientierung, denn Frauen besaßen einen bedeutenden Anteil an Macht und Kultur der Gesellschaft. Da es auf dieser Kulturstufe Kannibalismus und Menschenopfer gab, waren die Frauen alles andere als friedfertig, wie sie heute gelten. Was heute mit dem Begriff „weiblich“ assoziiert wird, ist auf diese Kulturen bezogen völlig unzutreffend, so daß man auch keineswegs mutmaßen kann, Frauen hätten geringere Möglichkeiten aggressiv zu sein (vgl. Johnen 1994, S. 179 f.).

## 1.0.0 Ignorieren der weiblichen Täterschaft

Heutzutage genügt es schon, eine Frau zu sein, denn dann besitzt man das richtige Geschlecht. Das weibliche Wesen besitzt so viele Tugenden, die es in allem unschuldig machen. Frauen scheuen nicht den Umgang mit Gefühlen, sind „viel realitätsbewußter, intuitiver, vernünftiger und selbstverständlich auch weniger gewalttätig“ (Fischkurt 1998, S. 8), haben einen höheren EQ, können besser reden, wodurch sie wiederum kommunikativer sowie sozial kompetenter sind. Das weibliche Geschlecht ist dem männlichen Wesen „überall haushoch überlegen“ (ebd., S. 8), außer im Bereich der Technologie. Sie weist viel bessere Eigenschaften auf und ist „sowieso viel ‚menschlicher‘“ (ebd., S. 8), während er alles andere als unfehlbar ist. Doch entspricht dieses Bild, was die Allgemeinheit von der Frau hat, auch wirklich der Realität?

Der Mann ist der Frau in körperlicher Verteidigung und Angriff überlegen. Es liegt in der männlichen Natur, daß der Mann in Notsituationen zur körperlichen Waffe greift. Daher scheint es unbestritten zu sein, daß Männer öfter als Frauen körperliche Gewalt anwenden. Daraus schließt man aber viel zu generell, daß Männer gewalttätig sind und Frauen nicht. Die statistischen Zahlen sprechen dennoch dafür. Gewalt wird oftmals geschlechtsabhängig beurteilt. Frauen genießen dabei immer wieder Nachsicht. Doch auch sie werden zu Mörderinnen oder sind an Morden beteiligt (vgl. ebd., S. 117 f.). In Gesprächen und Diskussionen über Kriege, Faschismus, Fundamentalismus oder Hexenverbrennung verbindet man solche Ereignisse prinzipiell mit der alleinigen Täterschaft der Männer. Frauen geraten dabei so gut wie nie in den Blickwinkel, was eine mögliche Täterschaft betrifft. Sie gelten als unschuldig, unbescholten und treu, die sich in Kriegszeiten immer nur liebevoll und selbstlos um ihre Männer und Söhne, wenn diese heimkehrten oder um verwundete Soldaten kümmerten. Aber auch Frauen haben Juden denunziert sowie deren Verfolgern beigestanden, andere Frauen der Hexerei beschuldigt usw. (vgl. ebd., S. 9). Im Dritten Reich haben Ärztinnen an Menschen bis zu deren Tod Experimente vorgenommen, was oft nicht oder nur ganz nebenbei erwähnt wird. Gewalt kann nicht nur generell den Männern zugeschrieben werden, weil sie eher zu körperlicher Gewalt greifen als Frauen. Psychische Gewaltanwendung kann genauso grausam sein. Gerade die subtileren Formen aggressiver Verhaltensweisen sind eher weiblich (vgl. ebd., S. 118 f.).

Die Frau als Täterin will man nicht sehen, weder von Frauen-, noch von Männerseite“ (ebd., S. 9). Das Bild der guten Frau bleibt weiterhin in den Köpfen der Menschen bestehen, weil sie es so brauchen. Nicht nur Frauen fühlen sich in der Opferrolle wohler, auch den Männern gefällt es besser, sie als Opfer statt als Täter zu sehen (vgl. ebd., 122). Doch damit stützen beide Geschlechter, wenn auch unwissentlich, ein Bild der Unschuld und Nichtverantwortung der Frau und zwar im privaten wie im öffentlichen Bereich gleichermaßen. Doch niemand äußert sich dagegen, keine Talkshow behandelt solch ein Thema. Werden Mädchen oder Frauen zu Täterinnen, sieht man darüber hinweg. Aber werden sie von einem Jungen oder Mann bedrängt und mißhandelt, wird diese Gewalt von Männern gegen Frauen öffentlich sanktioniert, diskutiert und im Fernsehen ausführlich bearbeitet. Fischkurt folgert:

„Die Gewalt von Männern wird großgeschrieben, die Gewalt von Frauen, die oft auch psychische Gewalt einschließt, wird totgeschwiegen, sprich tabuisiert. Auf der anderen Seite erfreut sich die weibliche Opfertheorie munteren Zuspruchs: die Frau als armes Opfer von Unterdrückung wirtschaftlicher und emotionaler Art, als chronisch sexuell belästigtes Wesen und als von Mann und Kindern ausgebeutetes Geschöpf, das selbst immerzu zu kurz kommt, weil es scheinbar immerfort für andere da ist. Diese Theorie berechtigt die Frau zu Vorwurfs- und Forderungshaltungen, die nicht selten in extremer Ansprüchlichkeit enden“ (ebd., S. 9 f.).

## **0.0.0 Die Macht der Frauen**

Frauen mögen sich zwar als „machtlose Geschöpfe“ darstellen, aber sie haben sehr wohl Macht. Bei der Macht der Männer handelt es sich meist um sichtbare, bei der der Frauen dagegen eher um unsichtbare Macht, die trotzdem genauso wirksam ist. Die männliche Macht wird oft über hohe Positionen in der Wirtschaft oder das Geld verdienen definiert. Frauen können deshalb keine Macht haben, was ihnen lediglich den Opferstatus zuschreibt. Zu Täterinnen können sie nicht werden. Die Verantwortung läßt sich dementsprechend auf andere abschieben, auf den Mann und auf die Gesellschaft (vgl. ebd., S. 69 f.). Würden sie zu ihrer Macht stehen, müßten sie auch die Verantwortung, die man gleichzeitig mit Macht besitzt, übernehmen. Laut Fischkurt läßt die Bequemlichkeit der Frauen die Verantwortung lieber beim Mann, denn das hat sich in Diskussionen der Geschlechterthematik mit der Opfertheorie allseits gut bewährt, auch wenn es der Realität nicht mehr viel entspricht (vgl. ebd., S. 10).

Sie sprechen immerfort von Scham- und Schuldgefühlen sowie Überlastung, denn dies gehört zur Aufopferung, die der weiblichen Rolle zugewiesen wird. Es bietet trotzdem auch eine Entlastung, gerade weil sich Männer sehr oft bereit erklären, freiwillig einen Teil ihrer „historischen Schuld“ zu übernehmen und „abzuarbeiten“. Dementsprechend verhalten sie sich dann, immerhin wollen sie an den heutigen Lebensformen angepaßt, emanzipationsbewußt sowie modern sein (vgl. ebd., S. 10 f.).

„Frauen benützen ganz andere Waffen“ (ebd., S. 120) als Männer, welche eher ihren Körper einsetzen. Natürlich wenden auch Frauen körperliche Gewalt an, doch sie sind im allgemeinen durch ihre Sozialisation dahingehend konditioniert, „indirekte Aggressionen“ zu äußern. Sie sind dem männlichen Geschlecht verbal überlegen. Diese hohe Sprachkompetenz wird von Frauen besonders zum Ausbau von Machtpositionen genutzt. Außerdem können sie nonverbale Signale ihrer Mitmenschen (und somit ihrer Opfer) präziser wahrnehmen, wodurch sie ihre Waffen ganz gezielt im richtigen Moment zum Einsatz bringen. Vor allem in der Familie verfügen sie sehr gut über ihre Machtinstrumente (vgl. ebd., S. 119 ff.). Strategien des körperlichen Liebesentzuges sowie frostiges Schweigen sind unauffällig, da sie unter Ausschluß der Öffentlichkeit angewandt werden. Ein Mann kann darüber natürlich mit niemandem reden, da er sonst um seinen Ruf fürchten müßte (vgl. ebd., S. 23). Niemand würde eingreifen, wenn die Mutter den Vater vor dem Sohn verbal niedermacht (vgl. ebd., S. 13).

Die Schwangerschaft stellt ebenfalls eine Möglichkeit der Machtausübung durch die Frau dar. Sie hat die Macht über Leben und Tod (vgl. ebd., S. 71). Weiterhin kann sie nach Fischkurt ihren Mann manipulieren, indem sie ihn aus der Fassung bringt, aber auch schnell wieder beruhigen kann. Es soll Frauen geben, die Nähe nur im Falle eines in Gewalt mündenden Streites erleben können oder sich in der anschließenden Versöhnung in ihrem Opferstatus wohl fühlen. Die Frauenbewegung möchte von der Mittäterschaft der Frau nichts hören, da sie die Provokation der Männer durch ihre Frauen nicht sehen will, sondern nur von männlicher Macht und Gewalt spricht. Doch die Autorin betont auch, daß sie in diese Argumentation keine Frauen einbezieht, „die von ihren Männern mißhandelt, entwertet und infantilisiert werden“ (ebd., S. 75). Außerdem spricht sie sich für die Bekämpfung jeglicher Art von Gewaltan-

wendung aus, das heißt sowohl von Männer- als auch Frauenseite. Sie weist darauf hin, daß diese Bekämpfung in Anbetracht der wahren und nicht der oft verschleierte Sachverhalte vonstatten gehen sollte (vgl. ebd., S. 75).

Das weibliche Geschlecht greift zwar mehr zu psychischer Gewalt, setzt aber auch physische Gewaltmittel ein, die durchaus zu schweren Verletzungen des Mannes führen können, obwohl allgemein davon ausgegangen wird, weibliche Gewalt würden keine schwerwiegenden Folgen haben, da Frauen den Männern körperlich unterlegen sind. Das National Institute of Justice und das Center for Disease Control fanden aber in ihren Untersuchungen von 1998 heraus, daß in den USA 10,8 Prozent der weiblichen, aber nur 4,1 Prozent der männlichen Täter ein Messer als Waffe gegen ihre Opfer einsetzten. Während auf der Männerseite 21,6 Prozent mit einem Messer attackiert wurden, erlebten dies auf der Frauenseite gerade 12,7 Prozent. Weiterhin wurden 43,2 Prozent der betroffenen Männer mit einem harten Gegenstand, welcher ernste Verletzungen hervorrufen kann, geschlagen, was nur 22,6 Prozent der weiblichen Opfer betraf. Das zeigt, daß Männer nicht weniger als Frauen schweren Angriffen ausgesetzt sind (vgl. Facts and Myths about Domestic Violence 2001).

# 5 Der Mann als Opfer weiblicher Gewalt : Ein Paradox

## 0.0 Die Blockade männliche Opfer wahrzunehmen

Die Gesellschaft ignoriert männliche Opfer und verschließt die Augen vor dieser Problematik. Die Betroffenen bleiben sich selbst in ihrer Hilflosigkeit und Ohnmacht überlassen, während die Mitglieder der Gesellschaft sie verhöhnen und verspotten. An dieser Entwertung sind sowohl Frauen als auch Männer beteiligt. Männer dürfen nicht leiden, weshalb sie viele ihrer Schmerzen auch nicht empfinden, indem sie sie unterdrücken und nicht darüber reden. „Darin drückt sich die andere Sozialisation der Männer aus“ (Lenz, H. 1996, S. 12).

Über Gewalterfahrungen von Männern ist noch sehr wenig bekannt (vgl. ebd., S. 159). Es findet keine differenzierte Auseinandersetzung über das Täter-Opfer-Verhältnis statt, was durch die öffentliche Diskussion gefördert wird. Die klischeehafte Polarisierung bleibt bestehen. Die Frau ist das Opfer und damit das Gute, während der Mann den Täter und das Böse verkörpert. Doch die Opferrolle ist nicht so eindeutig, wie sie erscheinen mag. Daß jemand sowohl Täter als auch Opfer sein kann, nimmt die Gesellschaft nicht wahr (vgl. ebd., S. 161).

**„'Gewalt gegen Männer' steht im Widerspruch zur männlichen Geschlechterrolle und läßt sich nicht mit den Rollenattributen Stärke, Überlegenheit und Unabhängigkeit vereinbaren“** (Gemünden 1996, S. 22). Infolgedessen geben Männer die Mißhandlung durch die Partnerin nur ungern zu. Es paßt nicht zum Bild der männlichen Rolle, Opfer von Gewalt, zudem noch durch die eigene Frau zu sein und führt schnell zu einer Stigmatisierung der betroffenen Männer. Sie schämen sich, Hilfe von außen in Anspruch zu nehmen. Hinzu kommt, daß ihnen keine Hilfe gewährt wird, da diese Problematik für die meisten Menschen nicht existiert. Oftmals wird mißhandelten Männern nicht geglaubt, was bei Frauen in der Regel nicht der Fall ist, weil ihnen die Opferrolle zugeschrieben wird, auch wenn sie zuerst Gewalt angewendet haben.

Es wird allgemein angenommen, daß Frauen „friedlicher“ sind als Männer und vorausgesetzt, daß Gewalt fast ausschließlich von Männern ausgeht (vgl. ebd., S. 22 f.). Aber Fischkurt argumentiert, daß überall, wo sich Frauen in einer überlegenen Position befinden, „sie ihre Machtposition offensichtlich in ähnlicher Form wie Männer mißbrauchen“ (Fischkurt 1998, S. 121). Ihre geringere körperliche Stärke gleichen Frauen durch den Einsatz von gefährlichen oder auf Distanz einsetzbaren Gewaltmitteln aus, bei denen die Körperkraft weniger entscheidend ist. Des weiteren geht die Allgemeinheit davon aus, daß Frauen Gewalt nur in Form von Selbstverteidigung und Notwehr anwenden (vgl. Gemünden 1996, S. 242), was aber nicht stimmt. Das National Institute of Justice und das Center for Disease Violence ermittelten 1998 in einer Umfrage mit 1000 amerikanischen Frauen, daß 20 Prozent von ihnen aus folgenden Gründen Gewalt inszeniert haben. 46 Prozent gaben an, daß sie Gewalt inszenierten, weil der Partner nicht genügend auf die Bedürfnisse der Frau einging. 44 Prozent wollten damit die Aufmerksamkeit des Mannes gewinnen. 43 Prozent sagten, der Partner hätte nicht zugehört, 38 Prozent rechtfertigten die Inszenierung mit verbalen Beleidigungen von Seiten des Mannes (vgl. Facts and Myths about Domestic Violence 2001).

Weiterhin gibt es soziale Normen, die Gewalt von Frauen gegen Männer rechtfertigen. Dies berechtigt Frauen, Männer in bestimmten Situationen zu ohrfeigen, die sich dagegen nicht wehren dürfen, weil ihnen Gewaltanwendungen gegen Frauen verboten sind. Sie könnten öffentlich schnell als Frauenmißhandler angeprangert werden (Gemünden 1996, S. 242).

### **0.0.0 Das Ignorieren von männlichen Opfern**

Die Opferzuschreibung sowie der Umgang mit Opfern in der Gesellschaft erfolgt auf dem Hintergrund der Normalität der Gesellschaft, welche eine Männergesellschaft ist. „Die männliche Form der Weltaneignung beruht auf Herrschaft, Kontrolle und der Verachtung des Weiblichen“ (Lenz, H. 1996, S. 153). Im Verlauf der Sozialisation lernen Jungen schon sehr früh, sich dem Muster der durch die Gesellschaft definierten Männlichkeit anzupassen. Die Rolle des Mannes beinhaltet Eroberung, Macht und Kontrolle über andere Menschen (besonders über das weibliche Geschlecht) sowie über die eigenen Ängste und Gefühle. Die sozialen Verhältnisse des gegen-

wärtigen Patriarchats sind durch die Betonung des Materiellen, Konkurrenz sowie Instrumentalisierung der Schwächeren gekennzeichnet. Der Stärkere setzt sich durch. Diese „Hackordnung“ unter den Menschen richtet sich gegen die Schwachen, die vornehmlich Frauen und Kinder, aber auch untergeordnete Männer sind und würdelos behandelt sowie ausgegrenzt werden (vgl. ebd., S. 153 f.).

Von einem Mann wird allgemein erwartet, aktiv und überlegen zu sein, mit eigenen Problemen allein fertig zu werden sowie sich jederzeit und ohne Hilfe von außen wehren zu können. Verhält sich ein Junge ruhig, sanft oder gar ängstlich, wird dieses Verhalten oft abgewertet. Außerdem darf ein Mann nicht leiden bzw. sein Leiden nicht zeigen, weil er nach außen hin stark sein muß. Sonst ist er kein richtiger Mann und ein Versager (vgl. ebd., S. 162).

Der Begriff des Opfers ist aus der Sicht der Männer mit dem Makel der Schwäche behaftet und gilt als unmännlich. Deshalb empfinden sie angesichts der eigenen Opferrolle Scham und wollen so schnell wie möglich aus der Opferposition herauskommen. Dies vollzieht sich über Selbsttäuschung, Verdrängung oder ähnlichem (vgl. ebd., S. 157 f.). Ihnen „widerfährt ein bestimmtes Geschehen“, sie sind keine Opfer, denn jemand, der leidet, ist Opfer, doch Männer leiden nicht. Demzufolge können Frauen die Opferposition, welche als weiblich denunziert wird, einnehmen. Öffnen sich Männer doch bei einem Problem, muß die Lösung sofort vorhanden sein (vgl. ebd., S. 166 ff.).

Gewaltbetroffenen Männern fällt es schwer, sich Hilfe zu suchen. Ihre Situation stellt sich meist chaotisch dar, weil es für sie sehr schwierig ist, ihre Opfererfahrung sowie die Entstehung und Ursachen der Situation zu fokussieren. Hinzu kommt, daß es großen Mut erfordert, sich zu öffnen. Um die eigenen Gefühle ordnen zu können, müssen sich die betroffenen Männer aber mit ihrem Gefühlschaos auseinandersetzen. Doch sie haben in ihrer Sozialisation nicht gelernt, sich Hilfe zu suchen. Statt dessen wurden ihnen Werte wie Stärke, Durchhaltevermögen sowie Gefühle zu verbergen anezogen. Deshalb schämen sie sich, können bzw. wollen nicht leiden und denken, daß sie sich selbst helfen müßten (vgl. ebd., S. 172 ff.).

## 2.0.0 Blockaden in helfenden Berufen

Für gewaltbetroffene Männer gibt es fast keine Hilfsangebote, da das Fachpersonal in helfenden Berufen die Gewalt gegen Männer überwiegend verharmlost oder sich weigert, sie überhaupt wahrzunehmen. Vereinzelt engagieren sich zwar schon männliche Berater, Ärzte, Pädagogen und Sozialarbeiter, doch die Mehrzahl der Hilfseinrichtungen stellen sich dem Problem männlicher Opfer noch nicht (vgl. Lenz, H. 1996, S. 11). Auch hier „spiegeln sich gesellschaftlich vorherrschende Einstellungen gegenüber dem Opfer wieder“ (ebd., S. 176). In der Gesellschaft existiert kein Problembewußtsein für gewaltbetroffene Männer.

Während gewaltbetroffene Frauen in Frauenschutzhäusern Zuflucht finden, haben männliche Gewaltopfer diese Möglichkeit nicht, da keine Männerschutzhäuser existieren. Der Grund besteht im bisher fehlenden Engagement der Männer, sich für ihre Geschlechtsgenossen öffentlich einzusetzen. Die Betroffenen finden keine männlichen Ansprechpartner, Beratungsstellen oder Schutzräume, wo sie auf Unterstützung, Freundschaft und Verständnis treffen können. Da die Opferrolle bei Männern mit dem Versagerstatus und der Entmännlichung assoziiert wird und das eigene Selbst bedroht, verdrängen sie nicht nur betroffene, sondern auch nichtbetroffene Männer. „Obwohl der nach außen gerichtete Anspruch vielleicht ein anderer ist, ist die 'Männerbewegung' von einer solidarischen Verbindung mit den Opfern noch weit entfernt“ (ebd., S. 201).

Die Mitarbeiter der Männerprojekte wollen ihre Arbeit zunehmend ganz oder teilweise durch öffentliche Mittel finanzieren lassen. Das bedeutet, sie müssen sich an die Forderungen der Geldgeber und damit gleichzeitig an die vorherrschende Bewußtseinslage der Gesellschaft anpassen. Öffentliche Mittel für männliche Gewalttäter scheinen leichter erhältlich zu sein. Für Männerprojekte, die um ihre Existenz fürchten, bieten sich mit der Täterarbeit neue eigene Überlebenschancen. Nicht die Not der Opfer stellt damit den Ausgangspunkt in der Arbeit dar, sondern ihre potentielle Täterschaft (vgl. ebd., S. 201 f.).

### 3.0.0 Die Ablehnung durch die Frauenbewegung

„Viele Feministinnen sehen in dem Thema 'Gewalt gegen Männer' eine Konkurrenz zu 'Gewalt gegen Frauen'“ (Gemünden 1996, S. 279), weil es ihrer Ansicht nach die sozial-politische Bedeutung von Gewalt gegen Frauen relativiert. Dadurch tendieren diese Forscherinnen zu der Bagatellisierung von Gewalt gegen Männer (vgl. ebd., S. 276). Ihre Befürchtung läßt sich außerdem auf ihr Rollenverständnis von Mann und Frau zurückführen, denn auch sie sind von dem allgemeinen gesellschaftlichen Blickwinkel geprägt. Doch auch wenn die Forschung zeigen sollte, daß Frauen im Durchschnitt ebenfalls ähnliche Aggressions- und Gewaltpotentiale wie Männer aufweisen, bleiben die Situation sowie die Hilfebedürftigkeit der von Männergewalt betroffenen Frauen unverändert.

Die Art der Thematisierung von Gewalt gegen Frauen in der Öffentlichkeit erfolgt meist auf der Basis „des extendierten Gewaltbegriffs und der Patriarchatsthese“ (ebd., S. 279). Der Mann ist der Täter, Unterdrücker sowie Ausbeuter der Frauen, die Frau das Opfer, die Unterdrückte und Schwache. Frauen sind aufgrund des Patriarchats sozial benachteiligt, diskriminiert usw. Dies führt ebenfalls zur Konkurrenz der beiden Thematiken. Aufgrund dessen gilt Gewalt gegen Männer für Feministinnen als Ablenkungsmanöver, welches sich gegen die Interessen von ihnen und allen anderen Frauen richtet und wird daher bagatellisiert (vgl. ebd., S. 279/280).

Ein Beispiel aus dem Bereich der Literatur bieten Constanze Elsner et al. Sie halten das Thema Gewalt gegen Männer für absurd und erwähnen es deshalb nur kurz und allein aus dem Grund, weil es nun einmal zum Thema Gewalt in der Familie dazugehört:

„Obwohl wir das Thema 'Frauengewalt gegen Männer' für ein pures (...) Ablenkungsmanöver von 'Männergewalt gegen Frauen' halten, haben wir, um unserer Sorgfaltspflicht Genüge zu tun, diesen Aspekt der Thematik am besten gleich ab“ (Elsner et al. 1995, S. 26).

Sie bezweifeln, daß eine Frau, die ihrem Mann in Körpergröße und Gewicht unterliegt, ihn mit einem Faustschlag genauso schwer verletzen kann wie umgekehrt (vgl. ebd., S. 29). Weiterhin argumentieren sie, daß seitdem Frauen, die von Männerge-

walt betroffen sind, immer mehr an die Öffentlichkeit gehen, auch mehr Täter ihre Tat verharmlosen, indem sie behaupten, ihre Frauen wären genauso gewalttätig gewesen (vgl. ebd., S. 32).

In ihren Ausführungen beziehen sie sich auf mehrere Studien, die eine hohe Zahl von gewaltbetroffenen Männern zeigten, aber eine fehlerhafte Vorgehensweise aufwiesen. Eine Studie der Zeitschrift Focus ermittelte z. B., die Quote der weiblichen Gewaltanwendungen lägen bei ca. zwei Dritteln der Männerquote, wurde aber dadurch verzerrt, daß die Verteilung von männlichen Opfern weiblicher Gewalt nicht von anderen Konstellationen, wie Eltern gegen Kinder und umgekehrt, differenziert wurde. Alle Formen wurden zusammengezählt und wiesen dadurch einen „unverhältnismäßig“ hohen Anteil an männlichen Opfern auf. (vgl. ebd., S. 27 f.). Daraus schließen die Autorinnen, daß gewalterfahrende Männer „die absolute Ausnahme“ (ebd., S. 30) sind:

„Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Männer seit Jahrhunderten von ihren Frauen windelweich geprügelt werden, *ohne* daß irgendwer irgendwo eine Schramme an ihnen sieht? Und wenn wirklich mal ein Mann 'dran glauben' muß, dann ließ er in der Regel seiner Frau keine Alternative (...) Auch das wissen Sie, auch das wissen wir: Aus 'heiterem Himmel' kommt kaum eine Frau auf die Idee, ihren Mann zu schlagen, zu treten oder zu boxen (...) (ebd., S. 30).

Bezeichnend ist, daß alle drei Frauen selbst als Opfer lange unter der Gewalt durch ihre Männer litten, bis sie den Entschluß faßten, sich von ihnen zu trennen. Daraus resultiert wahrscheinlich der Standpunkt, nur Männer könnten gewalttätig und Frauen nur ihre Opfer sein. Wenn man allerdings die Lage der Frauen zu Beginn der Frauenbewegung betrachtet, stellt man fest, daß ihnen zu dieser Zeit ebenfalls nicht geglaubt wurde. Die Autorinnen verwenden Wörter wie „kaum eine Frau“ oder eine „absolute Ausnahme“. Das heißt aber noch nicht, daß es keine von weiblicher Gewalt betroffenen Männer gibt. Warum glaubt man jetzt ihnen nicht?

## 2.0 Wo bleibt die Solidarität mit den männlichen Opfern?

Das Männlichkeitsmuster beinhaltet Herrschaft, Kontrolle sowie der Verachtung des Weiblichen. Selbstreflexion gilt dabei als Schwäche. Die Männer müssen sich daran anpassen, was sich schon sehr früh in der Sozialisation vollzieht, um erfolgreich sein zu können. Jeder einzelne Mann sieht die anderen Männer als Konkurrenten und Machthaber. Mitgefühl findet hier keinen Platz. Doch männliche Opfer verlangen genau das, aber die Angst vor einem möglichen Machtverlust überwiegt.

Nur wenn sich die Männer „dieser patriarchalen Verstrickung bewußt werden“ (Lenz, H. 1996, S. 199) und sich daraus lösen, wird eine andere Perspektive, die „humane Seite von Männlichkeit“ (ebd., S. 199) möglich. Seit einigen Jahren beginnen Männer, sich mit Männlichkeit im Zusammenhang mit der Männergesellschaft differenziert auseinanderzusetzen. Sie beschäftigen sich mit ihrer Täterschaft. Seit den sechziger Jahren wandelt sich das Männerbild langsam. Voraussetzungen, daß ein Mann auch seine verletzte Seite sowie seine Gefühle zeigen kann, werden langsam geschaffen. Erst wenn sich das traditionelle Verständnis von der männlichen Rolle geändert hat, können auch Schmerz und Leid von Männern öffentlich werden.

Männer müssen sich auf die Suche nach ganzheitlichen Lebenszusammenhängen begeben und für ihre Umwelt sowie ihre Mitmenschen (Frauen, Kinder und männliche Geschlechtsgenossen) sensibilisiert werden. Einen weiteren wichtigen Schritt stellt die Erkenntnis dar, daß man als Mann nicht allein mit seinen Zweifeln an den männlichen Normen und Erfolgen ist. Die vermeintlichen Schwächen in der eigenen Person sollen wahrgenommen und überwunden werden. In der Siegesgesellschaft werden die Schwachen und Verlierer verleugnet. Diese Verleugnung darf sich nicht mehr vollziehen (vgl. ebd., S. 199 f.). Doch der Mut zu einer Veränderung des Männlichen ist erst bei wenigen Männern vorhanden. Sie haben große Schwierigkeiten, über ihre Gefühle oder Verletzungen zu sprechen und Angst, aus den sozialen Zusammenhängen herauszufallen (vgl. ebd., S. 203).

Spezielle Angebote für männliche Opfer sind bislang kaum entwickelt. Sie können nur im Einvernehmen von Frauen und Männern, die sich für Opfer beiderlei Geschlechts engagieren wollen, durchgesetzt werden. Die Konfrontation mit Frauen ist

nicht hilfreich. Wichtig ist ein gesellschaftliches Bewußtsein, welches Gewalt gegen Menschen, egal welchen Geschlechts, thematisierbar macht, denn die stattfindende „klischeehafte, oberflächliche und vorschnelle Polarisierung“ (ebd., S. 211) der Opfererfahrungen im Hinblick auf die Geschlechterdifferenzierung erschwert eine Objektivität. Einen großen Anteil daran haben die Medien, die überwiegend an Unterhaltungswerten statt Aufklärung interessiert sind. Eine wichtige Voraussetzung ist die Auseinandersetzung mit dem Täteranteil, was nicht nur auf der Männerseite stattfinden soll, sondern sich auch auf der Frauenseite vollziehen muß (vgl. ebd., S. 211 f.).

Hilfsangebote für männliche Opfer sind wichtig und notwendig. Die wichtigste Voraussetzung stellt die Auflösung des Schweigegebots der Männer dar. Sie sollen dazu ermutigt werden, „das Erlittene auszusprechen und dazu zu stehen. Die einzige Möglichkeit, daß sich etwas verändert, besteht darin, an die Öffentlichkeit zu gehen und die Verletzungen zu zeigen“ (ebd., S. 217).

# Fazit

Das Thema „Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Beziehungen“ ist ein gesellschaftliches Tabu, denn dafür besteht kein öffentliches Problembewußtsein. Die Allgemeinheit verschließt die Augen. Folglich nimmt so gut wie niemand männliche Opfer weiblicher Gewalt wahr, sondern läßt sie in ihrer Misere allein, ohne zu ahnen, daß die Betroffenen dringend Hilfe brauchen. Dafür gibt es mehrere Ursachen, die für mich hauptsächlich in den Rollenzuschreibungen der beiden Geschlechter sowie daraus resultierend in der geschlechtsspezifischen Erziehung und Sozialisation liegen.

Jungen und Mädchen erfahren in ihrer Entwicklung eine unterschiedliche Behandlung durch ihre Mitmenschen. Die Jungen erleben einen Verlust von Nähe, da ihnen Erfolg und Leistung anezogen werden, die ihnen Sicherheit und Geborgenheit der körperlichen Nähe nicht ersetzen können. Die Folge sind Ängste und Unsicherheiten. Ihnen wird weiterhin vermittelt, daß sie keine Gefühle zeigen dürfen und stark sein müssen, Schwäche zu zeigen ist unerwünscht. Sie werden demnach weniger und anders getröstet, bekommen weniger Zärtlichkeit und werden bei Anzeichen von Angst stark sanktioniert. Ein Mann muß eben „stark“ sein. Betont wird in ihrer Sozialisation die Herausbildung von Autonomie. Im allgemeinen werden sie auch zu aggressivem Verhalten sozialisiert, das heißt, man erwartet von ihnen viel stärker als von Mädchen, gewaltbereit zu sein. Beiden Geschlechtern wird vermittelt, daß Aggressivität ein spezifisch männliches Verhaltensmuster ist. Während bei Jungen die Fähigkeit, sich zur Wehr zu setzen sowie ihr Selbstwertgefühl verstärkt werden, lernen Mädchen weniger, sich zu schützen. Aggressive Verhaltensweisen werden bei ihnen von frühester Kindheit an unterdrückt, weshalb sie eher Schuld- und Angstgefühle entwickeln und ihre Aggressionen stärker gegen sich selbst anstatt nach außen richten. Sie erfahren in bezug auf die Herausbildung von Individualität und Autonomie weniger Unterstützung. Sie haben keine Möglichkeiten, ihr Durchsetzungsvermögen, ihre Konfliktfähigkeit und ihr Selbstvertrauen, vor allem in der Gruppe, zu stärken, da dies von der Umwelt, z. B. von Lehrern und männlichen Mitschülern, unterbunden wird. Bei Jungen wird auch mehr auf ein ihrem Geschlecht entsprechendes Verhalten geachtet.

Die unterlegene Rolle der Frau ist ein festgeschriebenes Kulturmuster. Frauen sollen nicht mit Männern konkurrieren. Die Männer verkörpern das dominierende Geschlecht, was Selbstbehauptungsstrategien, Widerstands- sowie Durchsetzungsfähigkeit zur Grundlage hat. Erfolg, Dominanz und Konkurrenz bestimmen den Alltag. Niederlagen kommen einer Entmännlichung gleich. Für Gefühle bleibt wenig Platz, emotionale Kontrolle steht an der Tagesordnung. Ihnen fällt es schwer, sich emotional frei und offen auszudrücken, vor neuen Erfahrungen schrecken sie zurück. Alles, was nicht zur Männerrolle gehört, wird als weiblich bezeichnet und muß von einem Mann vermieden werden, denn Männlichkeit bedeutet den Verzicht und die Abwertung vom Weiblichen. Daraus resultiert die Angst vor dem Weiblichen. Die Sorge um das leibliche Wohl wird dadurch vernachlässigt. Selbstreflexion fällt ihnen äußerst schwer, statt dessen verdrängen und rationalisieren sie viel. Diese gesellschaftlichen Erwartungen an ihr Verhalten führen dazu, daß Männer nur schwer oder gar nicht in der Lage sind, ein Problem einzugestehen sowie um Hilfe zu bitten. Sie sind der Auffassung, keine Schwierigkeiten zu haben. Probleme werden bagatellisiert und auf andere projiziert. Stehen sie doch einmal zu einem Problem, muß die Lösung gleich parat sein. Um die Ursachen ihrer Probleme zu erkunden, müssen erst heftigste Widerstände überwunden werden. Man spricht ihnen aufgrund ihrer Sozialisation die Täterrolle zu, denn sie gilt allgemein als Bestandteil der männlichen Rolle. Männer verlagern ihre Probleme nach außen, Frauen richten ihre Aggressionen eher gegen sich selbst. Sie werden im Gegensatz zu den Männern zu Furcht, Vorsicht und Mißtrauen sowie zu passivem Verhalten und Zurücknahme erzogen. Dadurch entwickeln sie weniger Selbstvertrauen im Hinblick auf die eigenen Kräfte und Widerstandsfähigkeit, woraus geschlossen wird, Frauen würden mehr zum Opfer sozialisiert werden.

Die Charakteristika der beiden Geschlechter durch die Gesellschaft haben sowohl die Männer, als auch die Frauen verinnerlicht. Alle haben ihre Erwartungshaltungen an die Geschlechter und geben sie von Generation zu Generation weiter. Damit unterstützen sie allerdings weiterhin die bestehenden Bilder. Die Frauen halten an ihrer Opferrolle fest. Aber auch den Männern gefällt das besser. Die Täterschaft von Frauen will so gut wie niemand wahrhaben, sie existiert im öffentlichen Bewußtsein nicht. Doch daß Frauen keine Täter und Männer keine Opfer sind, ist ein gesellschaftliches Vorurteil. Gewalt wird oft geschlechtsabhängig beurteilt, wobei die

Frauen immer wieder Nachsicht genießen, weil sie als friedlich, unschuldig, unbescholten und treu gelten. Doch Frauen haben sehr wohl Macht, die sie auch gerne einsetzen. Sie ist allerdings nicht so sichtbar wie die der Männer. Wenden sie doch mal Gewalt an, geht die Allgemeinheit davon aus, es wäre Notwehr, egal ob sie zuerst zugeschlagen haben. Außerdem existieren Normen, die Frauen zubilligen, Männern in bestimmten Situationen Ohrfeigen zu erteilen, während es den „Übeltätern“ dann natürlich verboten ist, sich zu wehren, sonst würden sie schnell als Frauenmißhandler dastehen.

Über Gewalterfahrungen von Männern ist noch sehr wenig bekannt, denn es findet keine differenzierte Auseinandersetzung über das Täter-Opfer-Verhältnis statt. Das Klischee des weiblichen Opfers und des männlichen Täters bleibt bestehen. Anstatt wahrzunehmen, daß Männer auch Opfer und Frauen auch Täterinnen sein können, verschließt die Gesellschaft die Augen. Den betroffenen Männern wird oftmals nicht geglaubt. Sie werden allein gelassen in ihrem Gefühlschaos, ihrer Hilflosigkeit und Ohnmacht, von der restlichen Gesellschaft verspottet, weil es im Widerspruch zu ihrer Rolle als Mann steht. Sie geben die Mißhandlungen durch ihre Partnerin aus Scham nur ungern zu, schweigen lieber und ertragen ihr Leid weiter.

Ein Engagement von Männern, die sich für ihre Geschlechtsgenossen öffentlich einsetzen, ist bisher nur ganz gering vorhanden. In der Literatur findet man nur sporadisch ein paar Zeilen oder ein Buch, die sich dem Thema gewalterfahrender Männer annehmen. Die meisten Veröffentlichungen über Männer widmen sich neuen Männerbildern. Der Mann sollte anstelle des Konkurrenzdenkens zu seinen Gefühlen stehen, sich selbst reflektieren, Kompromisse schließen etc., damit die Geschlechter friedlich zusammenleben können und die Frau dieselben Entfaltungsmöglichkeiten hat. Die traditionelle männliche Rolle wird analysiert, diskutiert und kritisiert. Daß Frauen ebenfalls solche negativen Verhaltensweisen aufweisen können und ihre Schwächen ganz gezielt einsetzen, wird allerdings oftmals vernachlässigt. Weiterhin bleibt auch in den Köpfen der Frauen das Bild vom starken Mann bestehen, sonst ist der Mann für sie oft schnell uninteressant und eigentlich nicht richtig erwünscht. Doch wenn man von den Männern fordert, ihre weiblichen Anteile zu entdecken und zu zeigen, warum kann und will man nicht akzeptieren, daß auch Männer Opfer von weiblicher Gewalt werden können?

Die Frauenbewegung sieht das Thema Gewalt gegen Männer als Konkurrenz zu ihrem Kampf gegen die Unterdrückung von Frauen. Sie prangert Gewalt gegen Frauen öffentlich an und fordert die Gleichberechtigung von Mann und Frau. In den letzten Jahrzehnten wurden auch viele Siege in der Richtung erkämpft. Gewalt gegen Frauen wird mehr und mehr geächtet, die Gleichstellung der beiden Geschlechter ist auf dem besten Wege, auch wenn er noch sehr lang ist. Doch Gleichberechtigung kann nicht nur bedeuten, daß Frauen die gleichen Rechte wie Männer genießen dürfen. Auch den Männern muß das Recht zugestanden werden, in den Genuß der Vorteile von Frauen kommen zu dürfen. Das soll jetzt nicht heißen, daß ich die Arbeit der Frauenrechtlerinnen nicht befürworte. Der Kampf für die Frauen ist vollkommen berechtigt, denn sie sind immer noch viel zu benachteiligt. Daß sie in Gewaltsituationen schwerer verletzt werden und deshalb schutzbedürftig sind, möchte ich ebenfalls nicht bestreiten. Allerdings ist es den Männern gegenüber unfair, nur auf der weiblichen Opfertheorie zu beharren, denn das ist in meinen Augen eine Diskriminierung der Männer. Wenn die Frauenbewegung eine Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen fordert, dann richtig. Frauen sollten nicht nur von den Männern Veränderungen verlangen, sondern müssen sich genauso kritisch mit ihrem Geschlecht auseinandersetzen. Die Kritik sollte nicht nur dort ansetzen, wo es darum geht, durch welche Schwächen die Frauen den Männern unterlegen sind, sondern ebenfalls dazu Stellung nehmen, durch welche Stärken, die durchaus aus ihren Schwächen resultieren können, sie Männer beeinflussen und beherrschen können. Sie argumentieren zwar oft, daß sie einen „neuen Mann“, der weibliche Anteile besitzt, bevorzugen, aber in der Realität sieht das Bild anders aus.

Sowohl Männer als auch Frauen müssen ihr Bewußtsein erweitern. Die Geschlechter sollten sich aufeinander zu bewegen. Ich bin eine große Befürworterin der Gleichberechtigung, allerdings einer Gleichberechtigung auf allen Ebenen. Männern sollten ebenfalls Zufluchtsmöglichkeiten offenstehen. Die Hilfe von außen darf ihnen nicht länger verwehrt werden. Die Parteilichkeit von Frauen für Frauen gibt es schon lange. Jetzt sollten sich langsam die Männer für ihre Geschlechtsgenossen engagieren. Allerdings wird das noch eine lange Zeit in Anspruch nehmen, denn es bedeutet Mut zu neuen Erfahrungen. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier und bleibt gern bei bewährten Dingen.

Die Gesellschaft muß mit der Problematik weiblicher Gewalt gegen Männer konfrontiert werden. Es muß gezeigt werden, daß von Mißhandlungen durch Frauen nicht nur einzelne, sondern eine Vielzahl von Männern betroffen sind, sonst bleibt es ein individuelles Problem und weiterhin bestritten. Die Gesellschaft soll erkennen, daß Maßnahmen zur Eindämmung nötig sind, damit endlich Hilfeeinrichtungen, wie z. B. Männerhäuser und Beratungsstellen für gewaltbetroffene Männer eingerichtet werden. Um Gewalt gegen Männer dauerhaft öffentlich etablieren zu können, ist eine soziale Gruppe mit einem Interesse an einer dauerhaften Bearbeitung vonnöten. Allerdings existiert noch keine Gruppe, die Gewalt gegen Männer thematisiert. Deshalb ist es wichtig, daß Männer sich für ihre von Frauengewalt betroffenen männlichen Geschlechtsgenossen einsetzen sowie gewalterfahrende Männer den Mut finden, offen dazu zu stehen. Des weiteren sollten sie von Frauen Unterstützung erfahren, die sich mit ihrem Täteranteil auseinandersetzen und nicht mehr länger auf ihrer Opferrolle beharren. Den Männern darf nicht länger der Opferstatus vorenthalten werden. Auch sie haben ein Recht darauf, daß man ihnen Glauben schenkt, anstatt sie immer in die Täterperspektive zu drängen.

Gewalterfahrungen können beide Geschlechter in Paarbeziehungen machen. Der Unterschied besteht nur im Umgang mit der Situation durch die Öffentlichkeit und durch die Betroffenen selbst. Das Engagement von Männern für ihr Geschlecht im Hinblick auf die Thematisierung von Gewalterfahrungen wird durch das männliche Konkurrenzdenken erschwert. Solidarität unter Männern steht im Widerspruch und bedeutet folglich eine Rollenerweiterung, welche zwar einerseits eine Bereicherung darstellen könnte, andererseits die Männer verunsichert. Sie sollten von Frauen lernen, eigene Gefühle zuzulassen sowie offen zu ihnen zu stehen. Dann wird die Solidarität mit anderen Männern möglich. Frauen sollten ihnen dabei Hilfestellung geben. Beide Geschlechter müssen ihren Teil zur Enttabuisierung von weiblicher Gewalt gegen Männer beitragen.

# Literaturverzeichnis

1. Benard, Cheryl / Schlaffer, Edit. (1978). Die ganz gewöhnliche Gewalt in der Ehe. Texte zu einer Soziologie von Macht und Liebe. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
2. Böhnisch, Lothar / Winter, Reinhard. (1993). Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim, München: Juventa Verlag.
3. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). (1995). Fünfter Familienbericht. Bonn.
4. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). (1998). Gewalt gegen Frauen: Ursachen und Interventionsmöglichkeiten. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH Stuttgart Berlin Köln.
5. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). (1999). Gewalt in Ehe und Partnerschaft. Ein Leitfaden für Beratungsstellen. Bonn.
6. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.). (1997). Fachlexikon der sozialen Arbeit (4. Aufl.). Frankfurt am Main: Eigenverlag.
7. Elsner, Constanze mit Maier, Irene und F., Ulrike. (1995). Mit mir nicht mehr! Gewalt in der Partnerschaft. Hamburg: Rasch und Röhring Verlag.
8. Faulstich-Wieland, Hannelore. (1999). Weibliche Sozialisation zwischen geschlechtsstereotyper Einengung und geschlechterbezogener Identität. In H. Scarbath / H. Schlottau / V. Straub / Waldmann (Hrsg.). Geschlechter. Zur Kritik und Neubestimmung geschlechtsbezogener Sozialisation und Bildung. Opladen: Leske + Budrich.
9. Fend, Helmut. (1976). Sozialisierung und Erziehung. Eine Einführung in die Sozialisationsforschung (8. Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

10. Fischkurt, Eva Julia. (1998). Wenn Frauen nicht mehr lieben. Düsseldorf: Patmos Verlag.
11. Gemünden, Jürgen. (1996). Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Intimpartnerschaften. Ein Vergleich mit dem Thema Gewalt gegen Frauen auf der Basis einer kritischen Auswertung empirischer Untersuchungen. Marburg: Tectum Verlag.
12. Goldhor-Lerner, Harriet. (1990). Wohin mit meiner Wut? Neue Beziehungsmuster für Frauen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH.
13. Gottschalch, Wilfried. (1991). Soziologie des Selbst. Einführung in die Sozialisationsforschung. Heidelberg: Roland Asangerverlag.
14. Gräbel, Ulrike. (1999). Ein richtiger Junge – ein richtiges Mädchen? Geschlechtsspezifische Sozialisation. In Studienskript Zielgruppe Frauen. Görlitz.
15. Halbright, Ronald. (1995). Brüderkreis/Schwesternkreis – Übungen zur geschlechtsspezifischen Gewaltprävention. In J. Vontobel, Und bist du nicht willig... Ein neuer Umgang mit alltäglicher Gewalt. Zürich: Werd Verlag.
16. Harten, Hans-Christian. (1995). Sexualität, Missbrauch, Gewalt. Das Geschlechterverhältnis und die Sexualisierung von Aggressionen. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH.
17. Henschel, Angelika. (1993). Geschlechtsspezifische Sozialisation. Zur Bedeutung von Angst und Aggression in der Entwicklung der Geschlechtsidentität. Eine Studie im Frauenhaus. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag.
18. Hollstein, Walter. (1999). Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
19. Johnen, Wilhelm. (1994). Die Angst des Mannes vor der starken Frau. Einsichten in Männerseelen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH.

20. Lenz, Hans-Joachim. (1996). Spirale der Gewalt. Jungen und Männer als Opfer von Gewalt. Berlin: Morgenbuch Verlag.
21. Lenz, Karl. (1998). Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH.
22. Lorber, Judith. (1999). Gender-Paradoxien. Opladen: Leske + Budrich.
23. Schröttle, Monika. (1999). Politik und Gewalt im Geschlechterverhältnis. Eine empirische Untersuchung über Ausmaß, Ursachen und Hintergründe von Gewalt gegen Frauen in ostdeutschen Paarbeziehungen vor und nach der deutsch-deutschen Vereinigung. Bielefeld: Kleine Verlag GmbH.
24. Sächsisches Staatsministerium für Soziales, Gesundheit und Familie (Hrsg.). (1997). Sächsischer Familienbericht. Dresden.
25. Sielert, Uwe. (1999). Halt suchen auf schwankendem Boden. Männliche Sozialisation und Konsequenzen für die geschlechterbezogene Jugendarbeit. In: H. Scarbath / H. Schlottau / V. Straub / Waldmann (Hrsg.). Geschlechter. Zur Kritik und Neubestimmung geschlechtsbezogener Sozialisation und Bildung. Opladen: Leske + Budrich.
26. Vogt, Irmgard. (1993). Gewaltsame Erfahrungen. „Gewalt gegen Frauen“ als Thema in der Suchtkrankenhilfe. Bielefeld: Kleine Verlag GmbH.
27. Vontobel, Jacques. (1995). Und bist du nicht willig... Ein neuer Umgang mit alltäglicher Gewalt. Zürich: Werd Verlag.
28. Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hrsg.). (2000). Duden. Das große Fremdwörterbuch (2. Neu bearbeitete und erweiterte Aufl.). Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

## Daten aus dem Internet

Facts and Myths about Domestic Violence. In:

<http://www.vix.com/menmag/battered.htm>. Stand: 17. Mai 2001.

## Anlagen

Im Internet findet man unter [www.maennerbuero-trier.de](http://www.maennerbuero-trier.de) (Stand: 12. April 2001) eine Homepage des Vereins „Talisman Männerbüro Trier e. V.“, wo sich Männer ehrenamtlich für ihre Geschlechtsgenossen engagieren. Alle Männer, die unter Gewalt von anderen Menschen leiden, treffen in diesem Büro auf Verständnis und Unterstützung.

## Talisman Männerbüro Trier e. V.

### Beratungsangebot Gewalt gegen Männer

- Wir haben einen Schwerpunkt auf **seelische und körperliche** Gewalt gelegt, die ein Mann durch eine Frau erfahren hat.

Wir bieten zu dieser Form der Gewalt psychosoziale Beratung an

**Kontakt unter:** ( 0172 / 68 18 451), E-mail: [info@maennerbuero-trier.de](mailto:info@maennerbuero-trier.de)

### Postanschrift:

Talisman Männerbüro Trier e.V.

c/o Leonhard Maqua

Zum Waldeskühl 7

D - 54298 Igel

## **Informationen über den Verein**

### **Gründungszeiten:**

Aus der Initiative Männerbüro sind der "**Förderverein Männerbüro Trier e.V.**" (**15.07.98**) und das Männerbüro "**Talisman Männerbüro Trier e.V.**" (**18.11.98**) hervorgegangen. Am **29.11.2000** haben die Mitgliederversammlungen die Fusion beider Vereine beschlossen

### **Gemeinnützigkeit und Ziele**

**Das Männerbüro** ist als **gemeinnützig** anerkannt, also nicht profitorientiert und hat sowohl die Förderung einer positiven Männlichkeit als auch das allgemeine Männer- und Frauenwohl in Form einer tatsächlichen und gelebten Gleichberechtigung zum Ziel.

Dieses Ziel soll über einen positiven, lebensbejahenden und wertschätzenden Umgang innerhalb der Geschlechter und zwischen den Geschlechtern erreicht werden. Das beinhaltet selbstverständlich auch den Umgang mit Kindern.

**Vorstand:** Talisman Männerbüro Trier e.V.

- 1. Vorsitzender: Leonhard Maqua, Diplom-Informatiker
- 2. Vorsitzender: Helmut Wilde, Diplom-Psychologe, Elektroinstallateur
- Kassenwart: Rainer Fischer, Diplom-Restaurator

**Beirat:** Talisman Männerbüro Trier e.V.

- Joachim Klawe, cand. Psychologie
- Dr. Rainer Schnettler, Lehrer
- Helmut Wilde, Diplom-Psychologe, Fortbildung: Kontakt und Autorität, beim Göttinger Institut für Männerbildung und Persönlichkeitsentwicklung (GIM), Elektroinstallateur
- Gilbert Graf (Lux), Lehrer, Sozialtherapeut, Psychodrama-, Transaktions- und Gestaltausbildung

Der Beirat soll die inhaltliche Arbeit leisten. Hierzu zählen neben Beratung und Therapie auch das Anbieten von Gesprächsabenden, Selbsterfahrungsgruppen, Vorträgen.

## **Jahresbericht 1999**

Das erste Jahr des Vereines war gekennzeichnet durch unvorhersehbar starke personelle Veränderungen, größtenteils im Förderverein, die aufgrund der engen Verflechtung die Belange des Talisman mit beeinflussten. Überwiegend durch Wegzug von Trier begründet hat sich quasi der gesamte geschäftsführende Vorstand des Fördervereines verändert, ebenso hat auch unser Kassierer André Höfer Trier verlassen und hat seinen Posten zur Disposition gestellt.

Dennoch ist für das erste Jahr eine positive Bilanz zu ziehen.

So ist es uns gelungen, ein ansprechendes Logo zu entwickeln und das entsprechende Briefpapier konnte bereits finanziert werden. Weiter konnte ein Arbeitsraum im Bürgerhaus Trier Nord für einen Abend pro Woche angemietet werden.

Als bereits bestehende Einrichtung wurde das Männertelefon weitergeführt, wenngleich die Anzahl der Beratungsanrufe (unter zehn) noch gering ist. Es wurden zwölf Männer-Gesprächsabende durchgeführt, mit durchschnittlicher Beteiligung von etwa acht Männern. Fünf Männerfrühstücke wurden organisiert zu denen jeweils fünf bis acht Männer erschienen. Bezüglich der Beteiligung liegen wir somit durchaus im gleichen Trend mit Männerbüros in Städten wie z. B. Köln oder Heidelberg.

Die Selbsthilfegruppe „Getrennte Väter“, die sich unter Mitwirkung von Talisman gegründet hat, entwickelt sich positiv und ist inzwischen allgemein anerkannt. Hierfür erhalten wir sowohl Aufmerksamkeit als auch positive Rückmeldungen, nicht nur von Betroffenen. Andere Vereine haben von sich aus schon Kontakt zu uns gesucht und bei einem thematisch naheliegenden Projekt eines etablierten Vereines wurden wir zur aktiven Teilnahme eingeladen, was wir gerne annahmen.

Auch Medien, öffentliche Funktionsträger und die Trierer Öffentlichkeit reagieren interessiert und positiv auf unsere Aktivitäten.

Überraschender- und erfreulicherweise erhielten wir eine großzügige Spende von der Sparkasse Trier.

All das bestätigt unsere Ansicht, die Einrichtung eines Männerbüros ist in Trier nötig und wichtig und wird allseitig begrüßt.

Für das nächste Jahr erhoffen wir uns in erster Linie das Finden von geeigneten Beratungs- und Büroräumen. Dies wäre dringend nötig für den weiteren Ausbau der Angebote.

Bei allen unseren Förderern und Helfern bedanken wir uns recht herzlich und wünschen ein frohes Weihnachtsfest und einen guten Rutsch ins neue Jahr.

Trier im Dezember 1999

Wolfgang Weil

## **Jahresbericht 2000**

Das zweite Jahr des Bestehens unseres Vereines war von dem Bestreben gekennzeichnet, den Verein mit seinen Zielen und Angeboten einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Diese Bemühungen schlugen sich in zahlreichen Kontakten zu berichterstattenden Medien nieder, deren Interesse sich hauptsächlich auf das Projekt der von Talisman initiierten Selbsthilfegruppe „Gewalt gegen Männer – Männer, die Gewalt in heterosexuellen Beziehungen erfahren haben“, richtete. So konnten zwei größere Artikel in der hiesigen Regionalzeitung, zwei Fernsehbeiträge (SWR und ARD) und zwei Radiobeiträge (RPR I und SWR I) über das brisante Thema lanciert werden.

Die schon im Vorjahr initiierte Selbsthilfegruppe „Getrennte Väter“ konnte erfolgreich fortgeführt werden, hier konnten Männer, die aufgrund einer Trennung von ihrer Partnerin mit ihren Kindern keinen Kontakt haben konnten, Unterstützung finden. Dem satzungsgemäßen Auftrag der sexualpädagogischen und psychologischen

Bildung und Beratung von Männern und Jungen wurde wie auch im Vorjahr durch das Angebot von Themenabenden – Vorträgen mit der anschließenden Möglichkeit der Diskussion – folgegeleistet.

Es wurde versucht, die Förderung der psychischen und sozialen Gesundheit von Männer und Jungen im Angebot von Kursen zum Autogene Training umzusetzen. Die angebotenen Kurse hatten die Vermittlung des wissenschaftlich anerkannten Entspannungsverfahrens und zusätzlichen Möglichkeiten, besser und positiver mit sich als Mann umzugehen, zum Gegenstand. Bedauerlicherweise konnte sich dieses Angebot aufgrund einer zu geringen Teilnehmerzahl nicht in einer Anwendung manifestieren.

Ratsuchenden und oder einfach interessierten Männern stand auch wie im Vorjahr das Männertelefon zur Kontaktaufnahme zur Verfügung.

Um Männern die Möglichkeit der gemeinsamen Begegnung in einer persönlicheren Atmosphäre zu bieten wurden zwei Männerwanderungen (auch für Väter mit ihren Kindern) und ein Männerfrühstück angeboten.

Zu der schon oben erwähnten Öffentlichkeitsarbeit zählt ebenfalls ein Ausbau unserer Präsenz im Internet. Auf unserer [Homepage: \(http://www.maennerbuero-trier.de](http://www.maennerbuero-trier.de) - [E-Mail: info@maennerbuero-trier.de](mailto:info@maennerbuero-trier.de)) sind u. a. Empfehlungen zur Männerliteratur und weitere Informationen zu unseren Angeboten zu finden. Des Weiteren besteht die Möglichkeit, sich in unseren E-Mail-Verteiler einzutragen und aktuelle Informationen zu erhalten.

Zwischen den Vorständen des Talisman Männerbüro Trier e.V. und des Fördervereins Männerbüro Trier e.V. fand ein reger Austausch über die praktischen Konsequenzen der Teilung der beiden Vereine statt. Um die negativen Erscheinungen wie z. B. doppelte Finanzamtprüfungen zu eliminieren und um die direkte Kommunikation der aktiv tätigen Männer zu verbessern, wurde den Mitgliederversammlungen vorgeschlagen, einer Fusion der beiden Vereine zuzustimmen. Die Mitgliederversammlungen stimmten der Fusion zu. In dem neuen Talisman Männerbüro gestaltet ein Beirat die inhaltliche und konzeptuelle Arbeit.

Für das nächste Jahr erhoffen wir uns in erster Linie das Finden von geeigneten Beratungs- und Büroräumen. Diesbezüglich wird geprüft werden, ob z. B. ein bereits bestehender Kontakt zum Verein Tuchfabrik Trier e.V. ausgebaut werden kann.

Bei allen unseren Förderern und Helfern bedanken wir uns recht herzlich und wünschen ein frohes Weihnachtsfest und einen guten Rutsch ins neue Jahr.

Trier im November 2000

Joachim Klawe & Helmut Wilde

## **Erfahrungsbericht aus einer Männergruppe**

### **Männergruppe ohne Leiter**

*Erfahrungen und Gedanken von einem Teilnehmer, 10. Juni 1995.*

Zur Zeit sind wir sechs Männer in der Gruppe. Begonnen haben wir mit neun. Der Leiter ist nach einem Semester ausgestiegen, ebenso zwei weitere Männer. Ein Mann war durch eine körperliche Erkrankung (Bewegungsapparat) bedingt verhindert. Ein neuer Mann beabsichtigt an unseren Treffen teilzunehmen. Wir treffen uns vierzehntägig für je 2 Std.

Wir fühlen uns nach 1 1/2 Semestern verbunden (der eine mehr, der andere weniger), wir wissen um ein Forum, in dem wir über Themen reden können, die uns bewegen bzw. beschäftigen, ohne (gewollt) verletzt zu werden.

Themen waren: Gewaltphantasien, Beziehungen zu (einer) Frau (en), Probleme in der Beziehung, ungerechte Behandlung durch Mitmenschen, Männerrolle, -bilder, Umgang mit dem Ende einer Beziehung, Suche nach Orientierungen, Stärke/Schwäche, wie gehen Männer miteinander um, männliche Sexualität, Männerrolle und Gesellschaft, Auswirkungen der Frauenbewegung für Männer, wie verhalten sich (diese) Frauen gegenüber Männern?

Bei all diesen Themen versuchen wir unseren eigenen Gefühlen nachzuspüren, sie wahrzunehmen, was nicht immer gelingt und sie schließlich zu akzeptieren.

Was wir tun in der Männergruppe ist, uns wechselseitig zuzuhören. Wir wollen da sein, ankommen, zuhören, miteinander sprechen und wieder gehen, ohne Leistungsanspruch, d. h. ohne wirklich produktiv zu sein. Wir können erfahren, wie Männer mit Problemen umgehen und wie wir in der Männergruppe aufeinander reagieren.

Zu Beginn machen wir eine "Ankommensrunde", in der jeder sagt/sagen kann, was ihn beschäftigt im hier und jetzt, aber auch aus der letzten Runde (dieser Punkt wird meistens nicht aufgegriffen, vermutlich weil die Treffen zu weit auseinander liegen) und was in den vergangenen Tagen geschah. Hier findet die Themenauswahl für diesen Abend statt. Für diesen Prozeß haben wir keine expliziten Regeln festlegen können und wollen. Dann sprechen wir 1/2 bis 1 1/2 Stunden über dieses Thema. Am Ende kann/soll jeder kurz resümieren und/oder sagen wie es ihm geht/ergangen ist.

Dieser Rahmen wird mehr oder weniger eingehalten. Eines unserer größten Probleme sehe ich in der Entscheidung jedes einzelnen darüber, wie fest wir an den vorgegebenen Rahmenbedingungen festhalten sollen bzw. wollen. Was geschieht ist, wir wollen es "immer" anders, als wir es tun.

Liegt es daran, daß wir diese vorgegebene Struktur nicht genau genug einhalten oder ist es Teil unseres Mannsein's, d. h. jeder will bestimmen, was und wie wir etwas machen.

Brauchen wir jemanden, der die Einhaltung der Regeln überwacht? Sollte dies der Fall sein, könnten wir in jeder Sitzung jemanden (nach dem Rotationsprinzip) bestimmen, der diese Aufgabe übernimmt.

Dieses Problem sollte in der Gruppe selbst gelöst werden. Ich persönlich möchte nicht mehr und nicht weniger Leiter sein, wie jeder andere auch.

# **Gewalt gegen Männer**

## **Presstext aus der Sicht eines betroffenen Mannes**

Gewalt gegen Frauen ist ein allgegenwärtiges Thema, mit dem uns die Medien überfluten. Dagegen fast völlig unbekannt in der Öffentlichkeit ist diejenige Gewalt, die Frauen gegen ihre (Ehe-) Männer ausüben. Körperlicher Gewalt gibt es da genauso wie die Verletzungen durch Worte. Doch auch die seelische Gewalt hinterläßt bei Männern tiefe Wunden. Genauso schwer ist es für die meisten Menschen, sich gerade Männer als körperlich und seelisch mißhandelte vorzustellen. Doch beides ist wahr und kommt viel häufiger vor, als man annimmt.

Frauen, so die landläufige Meinung, sind halt die Schwächeren, in jeder Beziehung. Doch diese Meinung ist nicht nur falsch, sondern u. U. sogar schädlich, weil sie die Wirklichkeit der Gewalt von Frauen gegen Männer leugnet und so die Betroffenen um so mehr isoliert. Für die betroffenen Männer aber ist es wichtig im Austausch mit anderen Männern zu stehen, um ihr Erlebtes mitteilen zu können. Danach erst kann es zu einem Abschied von der Opferrolle kommen. So soll es gelingen, ein Ziel für die Zukunft und womöglich für eine neue Beziehung zum weiblichen Geschlecht zu gewinnen.

Ich versichere, daß die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe angefertigt wurde und ich mich ausschließlich der von mir angegebenen Literatur und Hilfsmittel bedient habe.

Im Rahmen einer Prüfung wurde das Thema von mir noch nicht schriftlich bearbeitet.

Görlitz, den 23.5.2001

Yvonne Peer  
18963

Görlitz, den 12.07.2001

# Thesenpapier zur Diplomarbeit

**Thema: „Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Beziehungen – Ein gesellschaftliches Tabu“**

## Einleitende These

Weibliche Gewalt gegen Männer in einer Paarbeziehung wird in unserer Gesellschaft tabuisiert. Als Bestandteil der Problematik Gewalt in der Familie führt es in der Forschung nur ein „Schattendasein“.

## Hauptthesen

Den beiden Geschlechtern, Mann und Frau, werden verschiedene Eigenschaften und Rollen zugewiesen, welche in der geschlechtsspezifischen Erziehung und Sozialisation von frühester Kindheit an von Jungen und Mädchen gelernt und verinnerlicht werden.

- II. Männer gelten als stark und überlegen, Frauen dagegen als schwach, hilflos und unterlegen. Aufgrund dessen wird den Männern eher die Täterrolle zugeschrieben, den Frauen eher die Rolle des Opfers männlicher Gewalt.
- III. Dem Mann wird der Status des Opfers weiblicher Gewalt von der Gesellschaft verwehrt. Männliche Opfer werden nicht wahrgenommen, sondern in ihrer Misere allein gelassen und belächelt. Staatlich geförderte und anerkannte Hilfsangebote und -einrichtungen gibt es für betroffene Männer nicht.